Princeton University Library
32101 069153433

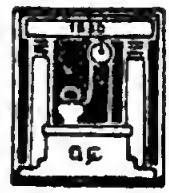
The Evolution

3486
.964
312

Library of

Princeton University.

BLAU MEMORIAL COLLECTION



Von **Anna Schieber** sind erschienen:

Im Verlag von **Eugen Salzer** in **Heilbronn:**

Alle guten Geister. Roman. 75.—86. Auflage. Ungeb. Mk. 5.—, geb. Mk. 7.—.

Ludwig Fugeler. Roman. 21.—25. Auflage. Ungeb. Mk. 4.50, geb. Mk 6.50.

Wanderschuhe und andere Erzählungen. 18.—20. Tausend. Ungeb. Mk. 3.20, geb. Mk. 5.—.

. . . und hätte der Liebe nicht. Weihnächtliche Geschichten. 71.—90. Tausend. Geb. Mk. 1.50.

Amaryllis und andere Erzählungen. Geb. Mk. 1.50.

Heimat. Erzählungen. 36.—38. Tausend. Ungeb. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.50.

Das Kind. Erzählung. 21.—30. Tauf. Geb. Mk. 1.50.

Der Lebens- und Liebesgarten und andere Erzähl. Geb. Mk. 1.50.

Sum, Sum, Sum! Ein Liederbüchlein für die Mütter und ihre Kinder. Mit farbigen Bildern von Else Rehm-Victor. Geb. Mk 2.70.

Im Verlag von **D. Gundert** in **Stuttgart:**

Sonnenhunger. Geschichten von der Schattenseite.

Röschen, Jaköble und andere kleine Leute.

Allerlei Kraut und Unkraut.

Im Verlag der **Ev. Gesellschaft** in **Stuttgart:**

Gesammelte Immergrüngeschichten. 7.—10. Tauf. Brosch. Mk. 3.—, geb. Mk. 5.—.

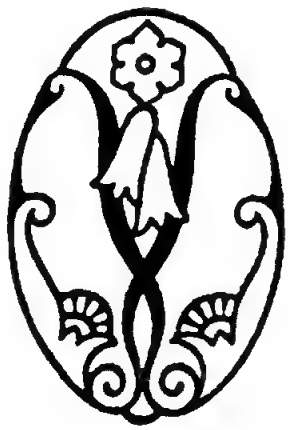
Im Verlag v. **Fr. Andr. Perthes** A.-G. in **Gotha:**

Kameraden.

Alte Geschichten

von

Anna Schieber



Stuttgart
Verlag der evang. Gesellschaft

Copyright 1919 by
Verlag der Evang. Gesellschaft, Stuttgart

Einband und Innentitel
zeichnete Walter Jacobs

Druck der Stuttgarter Setzmaschinen-Druckerei
Holzinger & Co., Stuttgart

Erstes bis fünftes Tausend.

Vorwort.

Die drei hier vereinigten Geſchichten ſind zuerſt in verſchiedenen Jahrgängen des Kalenders vom Evang. Bund erſchienen, dann im Abdruck in den Sämannsheften, eine, „Der Glückstag der Haderkornin“, auch in der Sammlung „Dreizehn aus Schwaben“.

Aber ich habe ſie nicht allein darum, daß ſie manchem, der das Bändchen in die Hand nimmt, nicht neu ſein werden, „alte Geſchichten“ genannt, ſondern mehr deswegen, weil ſie aus Tagen zu uns herüberreden, die uns heute ſo unermeßlich fern zu liegen ſcheinen, obgleich uns nur wenige Jahre von ihnen trennen.

Winzig klein kommen uns die Kümmerniſſe vor, die über den Weg ihrer Menſchen gehen, und groß das ruhige Glück, das ſie in ihren ſtillen Heimaten leben läßt ohne den herzverzehrenden Kummer um Volk und Vaterland, der durch unſere Tage und Nächte geht.

Iſt es einmal ſo ſtill-friedlich geweſen in deutſchen Landen? Wo ſind wir hingekommen? Und wo treiben wir hin?

Keines unter uns weiß, was morgen oder übermorgen ſein Schickſal ſein wird.

(RECAP)
549933

Und keines weiß, wie es heute über ein Jahr in unserer geliebten Heimat sein wird.

Alte Geschichten! Die Menschen darin leben noch und gehen mit uns durch die stürmischen Tage.

Neulich sah ich Jungfer Salome in ihrem Gärtlein graben. Sie gab mir die Hand. „'s ist deutsche Erde dran," sagte sie; „ich mein', ich habe sie noch nie so lieb gehabt wie jetzt; streicheln möcht' ich sie und zu ihr sagen: Mutter, und Heimat."

Sie hatte ein stolzes Gesicht, als sie das sagte, und ich spürte wieder einmal, daß ich zu ihrer Verwandtschaft gehöre. Die dazu gehören, denen brennt das Herz vor Not und Liebe. Heimat und Volk, sagen sie still vor sich hin, wenn es ihnen schwerfällt, zu leben; es ist ihnen wie ein Gebet. Und sie meinen, Gott sei bei ihnen, wenn sie es sagen.

Auch die Not von heute wird einmal eine alte Geschichte sein; sorgen wir dafür, daß wir, die wir ihre Helden sind, wert erfunden werden, sie miterlebt zu haben.

Degerloch, Mai 1919.

Die Verfasserin.

In der Klemmbachmühle.

In den weichen, weißen, frischgefallenen Schnee fiel ein Tropfen roten Blutes. Damit beginnt die Geschichte.

Der Schnee lag in dem Hofe hinter der Klemmbachmühle, und der Blutstropfen quoll aus der Hand des alten Daniel, der unter der Schuppentür stand und an einem Radschuh schnitzte. „Hopla, jetzt hätt' ich mich beinah' geschnitten," sagte er vor sich hin, und dann wischte er sich die Hand im Haar ab. „Beinah', sagst du. Und du blutest doch!" Ein kleiner Bub stand vor dem alten Knecht und machte seine runden Augen weit auf vor Bewunderung. So ein Held wie der Daniel! Er hatte alle Vorzüge. Er konnte Säbel schnitzen und Papierhelme machen; auf dem linken Arm hatte er einen eingeätzten Müllersknecht, der einen Sack trug; wenn er die Gäule fütterte oder in die Schwemme ritt, so sprach er mit ihnen, wie mit seinesgleichen, und nachher wußte er anzugeben, was sie ihm wiedergesagt hatten. Märchen wußte er, so schöne, wie sonst kein Mensch, den der kleine Georg kannte, die pflegte er des Abends, auf der Futterkiste

ſitzend, zu erzählen. Und wenn er ſich in die Hand ſchnitt, ſo tat er, als ob das nichts ſei, gar nichts. Er war fürwahr ein Held. Er hatte graues Haar und graue, buſchige Augenbrauen, und vom vielen Säcketragen war ſein Rücken gekrümmt. Aber was hatte das zu ſagen? Das war alles nur ſo außen herum. Das hatte mit der Freundſchaft gar nichts zu ſchaffen. Georg war erſt ſeit vier Wochen in der Klemmbachmühle, und gerade ſo lange dauerte ſeine Freundſchaft mit Daniel. Es war ein Altersunterſchied von ungefähr ſechzig Jahren zwiſchen den beiden Freunden. Aber daran dachten ſie nicht. Das kam ſo genau nicht darauf an.

„Ach," ſagte Daniel und zwinkerte mit den Augen, „das iſt nichts, das bißchen. Was meinſt, anno ſechsundſechzig, im Krieg, da hat mir einmal ein Granatſplitter den Fuß aufgeriſſen, man ſieht die Narbe noch. Das hat anders geblutet. Wiewohl, das iſt noch nichts für dich. Den ſollſt du nie ſehen müſſen, den Krieg mein' ich, Bub'."

Das wollte Georg denn auch nicht, wenn Daniel es nicht wünſchte. Es gab ſo viel Neues für ihn zu ſehen, täglich noch. Es war, als ob ein großes Bilderbuch vor ihm aufgeſchlagen wäre und Daniel wende die Blätter um, langſam, eins nach dem andern, und zeige ihm jedes Bild.

Auf dem einen war der Pferdeſtall. Was gab es da alles zu ſehen. So merkwürdige Pferde

konnte es auf der ganzen Welt nicht geben. Sie waren faſt ſo klug wie Menſchen (Daniel hatte das geſagt), ſie konnten nur nicht reden, das war alles. Sonſt hätte man Wunderdinge von ihnen erfahren. Heißt das, es iſt ſchon einmal geſagt, Daniel verſtand ihre Sprache. Aber was gab es wohl, das er nicht verſtand?

Wenn der Sommer wiederkommen würde, durfte Georg mit ihnen in die Schwemme reiten, unten am Berg, wo der Klemmbach breit und nicht ſo reißend war. Daniel wollte ihn reiten lehren, wohl auf dem feſten, ſtarken Schimmel, der ein ſo gutes Geſicht hatte und einen ſo ſicheren, breiten Rücken.

Dann gab die Mühle ein Bild ums andere.

Daran konnte man ſich ſein Lebenlang nicht ſattſehen. Das war ſo wunderbar, daß die ganze Stadt, in der Georg ſein Lebenlang, wie er ſagte, gewohnt hatte, daß die ganze Stadt nichts dagegen war.

Freilich, ſein Leben dauerte erſt fünf Jahre.

Und er hatte wohl lange nicht alles geſehen, was die Stadt zu ſehen bot. Um es recht zu ſagen, er hatte faſt nichts von ihr geſehen.

Ein paar ſtille Zimmer in einem ſtillen Hauſe, das in einer der ſtillſten Straßen lag, ein ſtilles, mauerumſchloſſenes Gärtchen. Das war der Schauplatz ſeiner erſten fünf Jahre geweſen. Er

war bald genug nach allen Richtungen durchforscht gewesen, als der kleine Bursche angefangen hatte, sich in dieser seiner engen Welt umzusehen.

Da war das eine Zimmer gewesen, in dem Georgs Mutter jahraus, jahrein gelegen hatte, abwechselnd im Bett oder in einem Liegestuhl. Darin hing ein schönes, stattliches Bild, das seinen Vater vorstellte, in der Uniform mit den blanken Knöpfen. Das hatten sie oft zusammen angesehen, Georg und die Mutter. Sie hatte ihm viel vom Vater erzählt. Er war schnell gestorben. Davon sprach sie nicht gern. Wenn sie davon sprach, fing sie an zu weinen, und dann kam Karoline herein, die alte Magd, und schüttelte den Kopf, daß ihre Haube ins Wackeln kam. Und dann mußte Georg das Zimmer verlassen und allein in dem hinteren Zimmer spielen, das nach dem Hof zu ging und ein vergittertes Fenster hatte, das bis an die Erde reichte. Dort hingen die Bilder von ein paar alten Herren mit hohen, steifen Kragen und Halsbinden, und es hatte Georg immer geschienen, als ob sie ihm bei jeder Bewegung zusähen. Das war nicht angenehm gewesen. Karoline hatte den unangenehmen Eindruck noch verstärkt, indem sie ihm gesagt hatte: „Siehst du, das ist dein Onkel Staatsrat, und das dein Onkel Oberzollinspektor. Dieses Haus hat ihnen gehört, und ich war bei ihnen im Dienst. Nächst Martini werden's

siebenunddreißig Jahr', daß ich im Haus bin. Das begreifst du, daß du ein braves Kind sein mußt, nicht wahr? Wenn sie dich und die Mutter hier wohnen lassen?"

Georg hatte den Zusammenhang nicht verstanden. Aber das war auch nicht nötig gewesen. Er fühlte sich doch unter den beobachtenden Blicken der beiden alten Herren so klein als möglich, und da Karoline unter einem braven Kind ein stilles Kind verstand, so bekam er in der Folge das Zeugnis, daß er ein sehr braves Kind sei. Er wußte aber nur nicht, wie er es anfangen sollte, Lärm zu machen. Es lag so gar keine Veranlassung dazu vor.

Den kleinen Garten kannte er auch um und um. In allen Ecken. Es lag eine Laube darin, oben auf dem kleinen Hügel, aber sie war niemals irgendwie bewachsen gewesen, seit Georg sich denken konnte, und es war auch weder Bank noch Stuhl darin. Ein gelber Sandweg führte zu ihr hinauf und auf der anderen Seite wieder hinunter. Es war einmal eine Frau zum Besuch gekommen, die sich Tante Sophie genannt hatte (damals hatte Georg sie nicht gekannt, aber nun kannte er sie, denn sie war die Besitzerin der Klemmbachmühle), eine starke, kleine Frau mit einem runden, auffallend roten Gesicht. Die hatte gesagt: „He, mein Bub', das ist eine feine Gelegenheit zum Eisenbahnspielen. Du mußt ein

Schnellzug ſein und den Berg hinauf ſchnaufen, dann kommt die Laube, das iſt ein Tunnel, und dann geht's, heidi, an der anderen Seite hinunter."

Das war ein Ereignis geweſen! Eine Anweiſung zum Spielen. Die hatte ihm ſonſt niemand gegeben. Weder Karoline noch die Mutter. Da hatte er das Spiel wiederholt, oft und oft, weil ihm niemand ein anderes ſagte. Eines Tags hatte Karoline ihn von dieſem Spiel weggeholt und ihm, während ſie ihn an der Hand ins Haus führte, geſagt, daß es nicht für ihn paſſe, jetzt Eiſenbahn zu ſpielen, wenn ſeine Mutter im Sterben liege. Er wußte nicht, was das ſei, denn ſie lag in ihrem weißen Bett, wie gewöhnlich, nur daß ſie ſehr blaß und ſtill ausſah. Mehr konnte er ſich von dieſem Tag nicht denken, als daß ihn Karoline auf das Bett gehoben und er der Mutter den Mund zum Kuß gereicht hatte. Sie hatte die Hand gehoben und ihn zu ſtreicheln verſucht. Aber davon hatte ſie bald wieder abſtehen müſſen.

Dann war alles ſehr ſonderbar geweſen. Sie hatten die Mutter mit Blumen geſchmückt, und viele Menſchen waren da aus und ein gegangen. Und die meiſten hatten zu ihm geſagt, er ſei ein armes Kind. Und dann hatten ſie die Mutter weggetragen.

Georg hatte ein paarmal geweint, aber das

hatte nicht lange gedauert, denn er war in der letzten Zeit noch wenig um die Mutter gewesen, und es war noch nicht so weit, daß er sie eigentlich vermißte.

Ja, und da war jene laute, heitere Frau, die sich Tante Sophie nannte, wieder gekommen. Sie hatte einige Tränen in ein großes, weißes Tuch hinein geweint, und dann hatte sie ihr Gesicht getrocknet, das sofort wieder heiter aussah, und hatte gesagt: „Nun, mein Bub', was ist's, willst du mit mir kommen? Als dein Vater ein kleiner Bub' war, wohnte er gleichfalls bei mir. Du kannst dich in sein kleines Bett legen, das steht im Alkoven, ganz wie damals. Und die Truhe mit den gedörrten Apfelschnitzen steht auch noch darin, daraus pflegte er sich die Taschen zu füllen, der Unband." Und dabei hatte sie gelacht, denn sie war nicht im mindesten böse darüber, daß sich Georgs Vater die Taschen gefüllt hatte.

Daraufhin war Georg mit Tante Sophie gekommen. Sie war eine Tante seines Vaters, und es war niemand, der ihr den Besitz des kleinen fünfjährigen Buben streitig machte. Das stille Haus in der stillen Straße fiel an andere Verwandte, und Karoline — nein, Georg wußte nicht, was aus ihr geworden war. Um die Wahrheit zu gestehen, er dachte nur noch ganz selten an Karoline. Er war so sehr durch Daniel ausgefüllt.

Durch ihn ſelbſt und durch das, was er ihm zu zeigen hatte.

So war es bei Georgs Ankunft geweſen: der Eiſenbahnzug hielt an einer kleinen Station, es war ſchon Abenddämmerung. Ringsum ſah der dunkle Wald auf die paar einſamen Häuſer herein, die ſich um das Stationsgebäude her drängten. Der kleine Bub' war von der weiten Reiſe müd geworden, und nun ſah ihn auf einmal alles ſo fremd und ſeltſam an, und nicht einmal Tante Sophies rundes, heiteres Geſicht konnte das plötzliche Fremdſein bannen, das über ſein Kinderherz kam. Er ließ ſich ſtill und ein wenig ſcheu von der Tante aus dem Wagen und über das Schienengeleiſe führen. Da ſtand ein blaulackiertes Wägelchen mit einem Schimmel davor, und vom Kutſchbock herunter ſtieg eine etwas gebückte Geſtalt, ganz in Grau. Graue Kleider, graue Haare und unter dem Arm eine graue Kappe. Aber was war das für ein bekanntes Geſicht? Es war ein Stück alte Heimat. Georg wußte nicht ſogleich, was ihm ſo unendlich heimelig war an dem verwitterten, faltigen Geſicht des alten Knechts. Es fiel ihm erſt unterwegs ein, als der Schimmel zwiſchen den grünen Wänden des Tannenwaldes dahin trabte und Georg neben der Tante ſaß und nur die graue Rückſeite von Daniel betrachten konnte. Der ſteinerne Mann im Garten, der war's. Es war ein Gnom

oder so etwas, der unter einem künstlichen Felsstück hervorsah. So lustige Augen hatte der auch und so eine weit vorspringende Nase, ja, und ein so spitzes Kinn. Und in dem Bubenherzen war ein großes Freuen. Weil da nun nicht lauter Neues war, sondern auch ein einziges Stück von daheim. So gebückt war der Gnom auch gewesen, das war ganz in Ordnung. Georg hatte ihn oft und lang genug betrachtet, um ihn genau zu kennen.

Da wußte er nun sogleich, daß ihn mit dem Daniel eine nahe Verwandtschaft verband, und das sagte er ihm auch, wenn auch nicht gerade mit diesen Worten.

Es war beim Nachtessen, gleich nach der Ankunft der Reisenden. Sie saßen alle um den schweren Eichentisch, Tante Sophie und die Magd Rieke, der alte Daniel und noch ein junger Mahlknecht. Georg saß zwischen den beiden Frauen und sah zu, wie die anderen löffelten, und immer wieder blieben seine Augen an Daniels Gesicht hängen. „Was mußt so gucken, Büble?“ fragte der. „Dich kenn' ich,“ sagte Georg. „So einer ist bei uns im Garten.“

Dann verstummte er wieder. Er war kein redegewandtes Kind, nur ein nachdenkliches. Es kam nur nach und nach heraus, daß der Daniel ein steinernes Standbild habe in einem Garten der fremden Stadt. Da fingen sie alle an zu

lachen und neckten den Alten weiblich. Aber der machte ſich nichts daraus. Was war das für ein feines, zartes Bürſchchen. Und ſo geſcheit. So geſcheit. Mit dem ließ ſich ein Wort reden, das ſah man gleich. Der Daniel hatte viel leeren Platz in ſeinem alten Herzen. Er hatte es bisher gar nicht ſo gewußt, aber nun merkte er es deutlich, daß das kleine Bürſchchen da hinein wolle. Da machte er die roſtigen Riegel auf. „Ja, ja, das kommt oft vor," ſagte er. „Sieht manchmal einer einem gleich und weiß es nicht. Wart nur, Büble, bei uns iſt's auch ſchön. Morgen dann, am Tag, da zeig' ich dir, was dir ſchon gefällt." Da ſchloß ſich die Freundſchaft von ſelbſt. Da war gar nichts vorzunehmen und einzufädeln, da war alles von ſelbſt lautere Zuſammengehörigkeit. Alſo das war bei der Ankunft geweſen, im Spätherbſt. Und nun war es Winter und der erſte Schnee lag.

„Morgen fahren wir ins Städtle mit Mehl," ſagte Daniel und beſah ſich den fertigen Radſchuh. „Die zwei Braunen nehm' ich vor den Wagen, und vorn auf die Säcke komm' ich und der Spitzer und wer noch?" „Und ich," rief Georg beglückt. Das mußte ſchön ſein, auf den Säcken zu ſitzen und mit der Geißel zu knallen. Und neben ſich den Daniel zu haben, der aus einer kurzen Pfeife rauchte und danebenher vom „Holländermichel" erzählte oder vom „Schneiderlein, das ein König

wurde". Da kam eben Tante Sophie über den Hof. Sie trug ein großes Tuch um den Kopf und eins um den Oberkörper und sah aus wie eine stattliche, schwarze Kugel, die sich durch den weißen Schnee rollte. „Da ist er ja, der Bub'," sagte sie heiter. Sie sagte fast alles heiter und so sah auch ihr Gesicht aus. „Komm jetzt ins Haus, Georg, der Schuhmacher ist da und nimmt dir das Maß zu Stiefeln. Rohrstiefel, jawohl, und damit kannst du durch den Schnee stampfen, so tief er auch sei." „Und morgen fahr' ich mit in die Stadt." Georg fragte nicht lange. Er dachte nicht von weitem daran, daß das nötig sei. Wenn's doch Daniel erlaubte. Wie war er erstaunt, als Tante Sophie sagte — und dazu eine ganz und gar abschließende Kopfbewegung machte —: „Damit ist's nichts, mein Bub', der Daniel fährt allein, und der Georg bleibt hier," und darauf vor ihm her ins Haus rollte. Er kam hinten drein und der Schuhmacher verrichtete sein Maßgeschäft an ihm und empfahl sich wieder. Das war eine ganz neue, seltsame Erfahrung. Da waren zwei Mächte, und der Daniel schien nicht die größte davon zu sein. Und die Tante blieb ganz heiter und froh, stülpte die Ärmel und fing an, Weißbrotteig zu kneten, und formte für Georg ein Männchen, das die Arme in die Seite stemmte und Rosinenaugen bekam. Ganz, als ob nichts geschehen wäre. Georg wußte gar nichts zu sagen.

Er ſteckte die Hände in die Taſchen und ſah ſehr nachdenklich aus, ſo nachdenklich, daß Tante Sophie mitten im Kneten innehielt und ihm einen Kuß verſetzte. Mitten in ſein rundes Geſichtchen hinein. Dann kam Daniel herein. Er ließ ſich ſchwerfällig am Tiſch nieder, wo die Veſpermahlzeit ſtand, und ſchnitt grimmig ein großes Stück Brot vom Laib. „Jetzt möcht' ich auch wiſſen, warum?“ brummte er. Er machte ein Geſicht, wie ein böſer Kettenhund. Aber Tante Sophie fürchtete ſich nicht. „Das weißt du gut, Daniel,“ ſagte ſie. „Ich will's nicht ſagen vor dem Kind, guck, was es für große Augen macht. Und denk' an heut vor vierzehn Tagen.“ Da war er eine Weile ſtill und nahm grimmig Biſſen und Schluck, einen um den andern, als gälte es einen Feind zu vertilgen.

Er war ſo alt als die Beſitzerin der Mühle. Er kannte ſie von Kind auf und ſie ihn. „Und“, ſagte er hie und da im Vertrauen dem und jenem, wenn ihm die Zunge gelöſt war, „ich könnt' Müller ſein auf der Klemmbachmühle, jawohl, das könnt' ich, wenn *eins* nicht wär'. Aber das kann *ſie* nicht leiden, grad das nicht.“

„Grad das“ war, daß der Daniel eine allzu durſtige Kehle hatte. Nicht für gewöhnlich, es kam nur hie und da über ihn, daß er im Wirtshaus ſaß, wie feſtgenagelt, und trank und trank. Dann mußten ſeine Müllergäule allein den Heimweg

finden, und es war schon vorgekommen, daß sie scharrend und wiehernd vor der heimatlichen Stalltür standen, bis die Müllerin kam (denn so nannte man sie in der Gegend) und sie ausschirrte. Da lag dann ihr Lenker unter der aufgespannten Blahe und schlief. Es kam nicht sehr häufig vor, aber doch gerade oft genug, daß seine Jugendfreundin nicht hatte seine Frau werden wollen. Und oft genug, daß sie ihm nun nicht zutraute, daß er das Kind mit sich in die Stadt nehmen und heil und gesund und bei guter Zeit wieder nach Haus bringen könnte. Das erstere, das lag ihm längst nicht mehr so besonders obenauf. Wenn man erst einmal die Sechzig überschritten hat. Und er lebte so oder so auf der Klemmbachmühle, er hatte es nicht schlecht. Aber nun war das Kind da und hatte sich ganz und gar in seinem alten Herzen eingenistet. Und das sollte nicht mit ihm zur Stadt fahren? Das sollte er nicht im Löwen und beim Bäcker Semmele und beim Kaufmann Heigelin zeigen dürfen? Sie sollten nicht sehen, wie es an ihm hing und wie es gescheit war und fein? Oh, er schluckte mit jedem Bissen einen Grimm hinunter gegen seine Herrin, die so unverzagt neben ihm mit dem Teig hantierte.

Dann, als er fertig war, gab er sich einen Ruck.

„Also, wenn ich dir's versprech'," sagte er. „Wenn ich sag', ich bin um vier Uhr daheim.

Der Bub' ist mir ja wie ein heiliges Christkindle. Dem laß ich doch nichts geschehen. So brauchst auch nicht zu sein. Du machst auch einmal einen Fehler."

Er stand noch immer und wartete auf einen günstigen Bescheid. Aber die Müllerin formte gerade mit großer Umsicht ihre Weißbrote und dann fing sie an, mit dem Backpinsel geschmolzene Butter darüber zu streichen. „Bist ein Kindskopf, ein alter," sagte sie. „Jetzt laß mich mit Fried'. Das könntest wissen, daß ich so was nicht zweimal sag'. So ist's und so bleibt's und jetzt ist genug geredet."

Da stapfte er hinaus in großem Grimm. Jetzt war's ihm gleich, wie er morgen heimkam, das ging jetzt keinen Menschen etwas an. Er hatte sich's extra vorgenommen für morgen (und wenn ich will, dann kann ich, hatte er stolz gedacht), stramm und bei guter Zeit heimzukommen. Aber wie gesagt, das war nun ganz gleich.

Die Müllerin ließ sich's nicht groß anfechten. „Der kommt schon wieder ins Geleis," dachte sie. „Es regne aus, so wird's schön Wetter."

Aber das Kind war in großer Not. Es stand am Fenster und sah in den dämmernden Abend hinaus. Hinter ihm zündete die Tante die Hängelampe an. Nun war der Daniel draußen, in der Mühle oder im Stall. Vielleicht saß er auf der Futterkiste und war ganz allein. Georg

ſah ſehnſüchtig nach der Tür und dann wieder ſchüchtern nach der Tante. Sie war ja ſo gut zu ihm, er hatte ſie auch lieb. Aber ſein Herz zog ihn ſo zu ſeinem alten Freund. Er war ſo ärgerlich hinausgegangen, und er hatte während ſeiner Veſpermahlzeit kein einziges Wort mit ihm geredet. Warum wohl Tante Sophie nicht erlauben wollte, daß er mit Daniel in die Stadt fahre? Sie war ganz guter Laune geblieben und hatte nicht ein ſcheltendes Wort geſagt. Aber ſie ſchien doch nicht mit Daniel zufrieden zu ſein. Und er nicht mit ihr. Das war ſo ſchwer für das Kind. Und dann benützte es einen Augenblick, in dem die Tante in der Küche war, und ſchlüpfte hinaus. Es hatte etwas wie ein ſchlechtes Gewiſſen dabei und wußte doch kaum, warum.

Der Mahlknecht ſtand im weißen, mehlbeſtäubten Kittel bei der Rieke, die mit dem Melkeimer aus dem Kuhſtall kam. Beide hielten einen kleinen Schwatz miteinander und unterbrachen ſich, um Georg zuzurufen, daß der Alte, ſo ſagten ſie, in den Pferdeſtall gegangen ſei. Da ging Georg durch den friſchen Schnee über den Hof, dem trüben Laternenlicht nach, das aus dem Stallfenſter in den Schnee fiel. Und dort fand er den Daniel, ganz, wie er ſich's gedacht hatte, auf der Futterkiſte ſitzend, nur daß er ſtatt zu rauchen an den Nägeln kaute und ein wildes Geſicht machte.

„Ich will zu dir," ſagte Georg ſchüchtern.

Er wußte ſich nicht recht zu helfen. Er war es ſo gar nicht gewöhnt, daß ihn ſein alter Kamerad nicht freundlich anſah. Er wäre ſo gern zu ihm auf die Futterkiſte geklettert, um ſich an ihn zu ſchmiegen und ſich etwas erzählen zu laſſen. Aber das wagte er nun nicht.

„Ach was, zu mir," ſagte Daniel patzig. Es war ihm elend genug zumute, aber das konnte er ja nicht ſagen. So mußte er ſich durch Grobheit Luft machen. „Was willſt du denn bei mir? Geh' nur hinein in die Stube. Ich bin giftig. Ich tu' dir etwas, mir kann man kein Kind laſſen." Das Kind ſah ihn mit großen Augen an, als ob er es geſchlagen hätte. Das Blut ſtieg ihm ins Geſicht bis unter das braune Haar. Da wurde der Daniel noch wilder. Das war ja nicht mit anzuſehen, das Geſicht. Er hätte den Buben an ſich reißen mögen. Aber ſtatt deſſen ſagte er: „Sollſt hineingehen, ſag' ich. Zu deiner Tante. Ich bin nur der Knecht, verſtehſt?" Und dazu ſtampfte er mit dem Fuß auf, daß es dröhnte. Die Pferde raſſelten mit den Ketten und wendeten ſich unruhig hin und her, und Georg kam es vor, als ob ſie nun alle zuſammen böſe auf ihn ſeien, die Pferde und der Daniel. Und der Daniel! Da lief er, was er konnte. Zum Stall hinaus und über den Hof und an den beiden vorbei, die noch ſtanden und ſchwatzten, und ins Haus. Und ſetzte ſich in die Ecke hinter

dem Kachelofen und weinte viel bitterlicher, als an dem Tag, da man ſeine Mutter fortgetragen hatte. Tante Sophie kam herein und fand das Kind in Tränen, und brachte das Weißbrotmännchen mit den Roſinenaugen. Das hatte ſie in Schmalz gebacken, jetzt eben, ſo lange ſie draußen war. Aber was konnte das Männchen helfen? Das hatte keine Tröſtungsmacht. Da nahm ſie das Kind auf den Schoß und ſtreichelte ſein Geſicht und ſagte: „Dem Daniel, dem ſag' ich's. Der ſoll dich noch einmal ſo anfahren. So, ſo, ſei nur ſtill. Er meint's nicht bös, morgen iſt er wieder anders."

Denn Georg hatte unter Schluchzen hervorgebracht, daß der Daniel nicht — mehr — gut mit ihm — ſei.

Aber die Tröſtung war nicht nach ſeinem Sinn.

Denn der Daniel war ſein Freund und nicht ſein Feind. Gar nichts ſollte ihm die Tante ſagen. Gut ſein ſollte ſie zu ihm. Es war auf einmal eine ſo unverſtändliche Welt, ringsum unverſtändlich. Die ſtand um Georgs Bett, als er einſchlief. Ein großes Fragezeichen: warum gibt's das, daß man nicht lieb miteinander iſt? Warum tut man einander weh? Er ſtellte die Frage nicht, ſie lag nur wie etwas Fremdes auf ihm.

Wenn er gewußt hätte, wie es dem Daniel ums Herz war. Der ſaß im Stall und fütterte

ſeinen Zorn. Es iſt leicht zu ſagen, daß die Veranlaſſung nicht groß genug dazu geweſen ſei. Das wäre von manchem Zorn, der in die Weltgeſchichte kam, zu ſagen. Was? Sie wollte ihm das Kind nicht gönnen? Sie wollte dem Buben wohl überhaupt verbieten, mit dem Daniel umzugehen? Weil er ein paarmal ſchlafend heimgekommen war? Der Botenfuhrmann von Effringen ſchlief immer auf dem Bock, und niemand machte ein Weſen daraus. Aber er ſah ſchon, wie es war. Sie mochte nicht, daß das Kind ſo viel mit dem alten Knecht zuſammen ſei. Sie wollte es für ſich haben.

Ja, ja, das lag dahinter. Sie wollte ihm wieder einmal zeigen, daß ſie die Herrin ſei und er der Knecht. Er ſollte nicht das feine Bübchen im Städtlein zeigen, das wollte ſie ſelbſt tun. Oh, er konnte ja gehen. Die Welt war groß. Er konnte ſchon Platz machen. Es war ein grimmes Behagen, ſich auszudenken, wie er nun mit 66 Jahren noch wandern müſſe, nur weil ihn das Kind lieb habe. Da übernahm ihn eine zornige Wehmut, und wer nun ſagen will, daß er ein alter, 66jähriger Eſel geweſen ſei, der ſoll's. Denn nun ging er zu ſeinem alten Freund, dem Schimmel, hin und fragte ihn, ob das nicht hart ſei und ob er, der Schimmel, ſich vielleicht freuen würde, wenn er aus dem warmen Stall hinaus müßte, weiß kein Menſch, wohin. Und der Schim-

mel wieherte leiſe und ſcharrte mit den Füßen und zeigte auf alle Weiſe, daß er jeglichen Anteil an dieſem Kummer nehme und ihn für groß genug halte, um, ſo verſtand ihn Daniel, nicht zum Nachteſſen in die Stube zu gehen.

Das tat denn der alte Daniel auch nicht. Er ſuchte ſeine Kammer auf, die hinter dem Pferdeſtall lag, und zog ſich das blaukarierte Deckbett über den Kopf und war mit ſeinem kleinen Freund darin einig, daß es zuweilen ſchwer ſei, zu leben.

Es war ein törichter Kummer. Ein Kummer, wie ihn nur verliebte Leute hegen und mit Hilfe ihrer Phantaſie großziehen können. Aber der Fall traf ja hier vollſtändig zu. Denn der alte Daniel war in ſeinem Leben noch nicht ſo hilflos verliebt geweſen (oder wenn er's je geweſen war, ſo wußte er's nicht mehr), als er's jetzt in das Kind war, das drinnen im Alkoven im Bett lag und im Schlaf aufſeufzte, weil ſein beſter Freund nicht gut zu ihm geweſen war.

Die blaſſe Mondſichel ſtand noch am Himmel. In den Dörfern krähten die Hähne, und die Kühe raſſelten an den Ketten. Die Morgenluft ſtrich ſcharf und ſchneidend durchs Tal. Der Schnee war gefroren und knirſchte unter den Rädern des ſchweren Müllerwagens. Die Gäule gingen ihren ſchweren, gemeſſenen Schritt, und die Schellen an ihrem Geſchirr klingelten, nicht luſtig, nein, pflichtgemäß. Der Spitzer ſaß vorn auf den Säcken

und bläffte hie und da kurz auf, wenn ein Hofhund anſchlug, an dem der Wagen vorbeikam.

Der alte Daniel ſchritt neben her. Er hatte ſich die Pfeife angezündet und von Zeit zu Zeit ſtieß er gehörige Rauchwolken in die kalte Luft hinaus. Das war kein ſchlechtes Zeichen. Die Müllerin war aufgeſtanden und hatte ihm Kaffee gekocht, eh' er wegfuhr, und hatte ihm von dem friſchgebackenen Weißbrot dazu hingelegt. „Biſt ein dummer Kerle, Daniel," hatte ſie geſagt. Das war wie geſtreichelt, es tat ihm wohl. Es war wie die längſte Rede darüber, daß alles gar nicht ſo ſchwarz ſei, als es ausſehe. Sie ſagte nichts darüber, daß ſie hoffe, er komme nüchtern und zeitig heim; darüber verloren die beiden längſt keine Worte mehr. Das hoffte er jedesmal ſelbſt, und dann blieb er allemal doch wieder ſitzen. „Komm, da guck her, wie der Bub' gut ſchläft," hatte ſie noch geſagt und hinter der ſchützend vorgehaltenen Hand das Licht über den kleinen Schläfer hingehalten.

Da war es dem Daniel warm geworden. Er hatte ſchier ein wenig geſchmunzelt. Es wollte ihm etwas ſtark das Geſicht verziehen. Die Müllerin war ein kluges Weib. Wenn etwas wirken konnte, war es das. Er ſchämte ſich heimlich in ſich hinein, daß er ſeine Gedanken ſo ſtark hatte ins Kraut ſchießen laſſen. Es war gut, daß ſie's nicht wußte.

„Sie meint's nicht ſchlecht," gab er bei ſich ſelber zu, als er auf der Landſtraße in den grauenden Tag hineinging. „Sie hat ſo unrecht nicht, wenn ich's grad 'raus ſagen ſoll." Da nahm ſeine Selbſterkenntnis Rieſenſchritte. „Alles verhunz' ich mir mit dem dummen Wirtshausgeſitze. Klemmbachmüller könnt' ich ſein. Die Sophie wär mir heut noch recht. Und jetzt das Kind. Ich hab's angeſchnauzt und 's hat doch zu mir wollen. Aber ich weiß, was ich tu'. Ich kehr' gar nicht ein heut. Heißt das, einkehren muß ich ſchon, aber ich ſitz' nicht hin, ich trink' einen Schoppen im Stehen. Und dem Buben kauf' ich etwas. Was, weiß ich noch nicht. Denk wohl, einen Herzlebkuchen oder ſo etwas.

Nein, nein, alſo das darf nimmer paſſieren, daß ich im Rauſch heimkomm'!"

Da lachte er ganz vergnügt.

„Ich will's ſchon noch ſo weit bringen, daß der Georg neben mir ſitzt auf den Säcken. Jawohl. Wenn ich's eine Zeitlang gezeigt hab', daß ich mich in der Gewalt hab', dann ſag' ich zur Müllerin: ‚Was iſt's jetzt mit uns zwei? Gibſt mir jetzt den Buben mit?' Und dann will ich Hans heißen, wenn" — „oha," rief er, aus ſeinem erfreulichen Selbſtgeſpräch geriſſen. Denn hier ging es ſteil bergab und die Gäule hatten notgedrungen einen ſchweren, ſtampfenden Trab angeſchlagen.

Sie wußten nicht recht, was mit ihrem Lenker sei, bis er kam und den Radschuh einsetzte und ihnen die Hälse klopfte. Sie waren's nicht gewöhnt, daß der Daniel solcherlei Privatunterhaltungen hatte am frühen Morgen. Da sprach er sonst mit ihnen, und — wenigstens sagte Daniel das selbst und er mußte es ja wissen — es waren kluge Tiere, sie merkten, was um sie her vorging, sie konnten es nur nicht sagen.

* * *

Das war am Morgen gewesen. Jetzt war es Nachmittag. Die beiden Braunen standen vor dem Löwen. Sie steckten die Köpfe zusammen und hatten allerlei zu verhandeln. „Da kann man nun wieder stehen und sich die Beine erfrieren," sagte der eine. „Ja, und alle Fuhrwerke sind fort, bis auf das vom Hinterwälder Boten und auf uns," gab der andere zurück. Und dann fingen sie an zu scharren und so ein wenig verloren zu wiehern, so, daß es nur der Daniel verstehen konnte. Denn eigentlich ist es nicht Brauch bei wohlerzogenen Gäulen, daß sie ihren Herrn herausrufen, wenn's ihnen an der Zeit zu sein dünkt. Aber der Daniel hörte nicht.

Er hatte wohl seinen ersten Schoppen im Stehen getrunken. Darin war er seinem Vorsatz treu geblieben. Nur hatte er dann auf das Geld warten müssen, das der Löwenwirt von der letzten

Abrechnung her noch schuldig war. Und dazu hatte er sich dann doch gesetzt.

„Nur auf den halben Stuhl," sagte er später. Aber dann kam die Löwenwirtin mit einem frischen Schoppen.

„Ich tät mich auch ganz hinsetzen," sagte sie, „das kost't ein Geld." Da war er vollends hineingerutscht. Und da saß er nun.

„Ich muß bald heimkommen, und hell muß ich heimkommen, das ist sicher." Das sagte er sich nach jedem Schoppen. Er kam sich noch erstaunlich nüchtern vor. Ja, er hatte noch so viel Selbstbeherrschung, daß er aufstand und ging, als der Hinterwälder Bote zahlte.

Aber das war nun gerade so zwischen Tag und Dunkel. Draußen auf der Welt und beim Klemmbacher Müllersknecht. Er war in einem Zwischenzustand, den man wohl vom Hörensagen nicht so recht beschreiben kann. So sagte Daniel später: „Eins muß Herr sein über den Wagen. Entweder die Gäul', dann passiert nichts. Oder der Fuhrmann, dann passiert auch nichts. Zwischendrin, das ist am gefährlichsten."

Diesmal war es wohl so, wie es schon bei verunglückten Staaten war, daß nämlich der Lenker weder sich selbst noch den Wagen mehr richtig zu regieren wußte und darum an einer abschüssigen Stelle das Ganze ins Rollen kam.

Es ist niemand dabei gewesen, als die beiden

Braunen. Und die konnten es nicht ſagen, wie es zuging.

Daniel wußte nur noch, daß er ſich alle Mühe gegeben hatte, ſtramm zu bleiben. Er war abgeſtiegen und zu Fuß gegangen und war wohl hinter den Wagen gekommen. Und er hatte wohl vergeſſen, einen Stein unter das Hinterrad zu legen, als er an dem ſteilen Stich bei Holderbuch die Gäule verſchnaufen ließ. Da ging das Rad rückwärts, denn die Braunen waren unruhig (er hatte ſie unterwegs ein paarmal geſchlagen, weil er zeitig heimkommen wollte, damit ſie ſich ſputen ſollten. Das waren ſie nicht gewöhnt, denn das tat er ſonſt nie).

Der Seiler von Holderbuch, der in dem letzten Haus, nah am Wald, gleich oben am Berg, wohnte, ging eben ums Haus herum und wollte die Läden ſchließen. Da hörte er den Spitzer bellen, laut und dringlich und unabläſſig. Und als er ſich eine Weile beſonnen hatte, was das wohl ſein könnte, ging er dem Gebell nach und fand den alten Daniel am Boden, ächzend und ſtöhnend. Da lud er ihn mit vieler Mühe auf den Wagen und brachte ihn auf einem Lager von leeren Säcken nach Haus; ſo wach er auch war, er mußte doch im Wagen liegen.

Der Seiler von Holderbuch aber ſaß auf dem Bock und kutſchierte.

* * *

Jetzt gäbe es zwar viel zu erzählen von den nächsten Stunden und Tagen. Von dem, was die Müllerin sagte und tat, und was der Doktor, und wie es bei der Einrichtung des gebrochenen und bös zerquetschten Fußes zuging. Und etwa noch, was der alte Daniel bei sich selber dachte, als er solchergestalt nach Hause kam. Auch könnte man weise und belehrende Bemerkungen einflechten, die sich aus gefaßten und nicht gehaltenen Vorsätzen und dergleichen menschlichen Schwächen ergeben. Aber daraus wird nichts. Denn erstens kann sich das alles jedermann ganz nach Belieben ausdenken und Lehren daraus ziehen, so viel er nur will. Und zweitens kann mir kein Mensch zumuten, alle die schmerzhaften, unangenehmen und drückenden Empfindungen, die bei einem solchen Unglück, „einem solch selbstverschuldeten", wie der lange Weber Haas von Holderbuch mit großem Nachdruck sagte, also die dabei mit unterlaufen, zu schildern. Wenn ich mich lieber an die erfreulichere Seite der Sache halte, die sich in der Folge ergab, so wird man das hoffentlich verzeihen.

Daß sie eine erfreuliche Seite hat, weiß ich von dem alten Daniel selbst. Und er muß es ja wissen, da er auch die andere so genau kennt. Da er den Rest seines Lebens (und es scheint gar nicht so ganz kurz zu sein) an einem Stock mühselig einherhumpeln und sowohl das Säcketragen,

als das Zur-Stadt-Fahren, sowohl das Pferdetränken und -striegeln, als das Zur-Schwemme-Reiten anderen Leuten überlassen muß. Ja, da er so ziemlich alles, was bisher zu seinem Beruf gehört hatte, andern Leuten überlassen muß.

Er muß ja wohl wissen, ob die Sache eine erfreuliche Seite habe.

* * *

In den Walddörfern und unten im Städtchen wußten die Leute ganz genau, wie sich die Dinge in der Klemmbachmühle entwickeln würden.

Im Löwen saß eine Anzahl von ihnen versammelt, und da gerade sonst nichts von Belang vorgefallen war, so besprachen sie wieder einmal ausführlich, wie es an jenem Tage zugegangen war, als der alte Daniel das Mehl ins Städtchen führte. Alles besprachen sie, was wir hier nicht besprechen, so daß es schon aus diesem Grunde für uns unnötig wird.

Der Polizeidiener, dessen Frau mit wollenen Waren handelte und sie in der Umgegend in den Häusern verkaufte, schien am tiefsten in die Geheimnisse der Klemmbachmühle eingedrungen zu sein. „Ja," sagte er tiefsinnig, und sah in sein Glas, „ich weiß es von meinem Weib, und mein Weib ist nicht auf den Kopf gefallen. So wird's. Sobald er wieder am Stock gehen kann, der Daniel, muß er fort. Er hat schon am Abend vor-

her gekündigt, das hat der Mahlknecht mit angehört. Und jetzt ist er ohnehin nichts mehr nutz. Den muß seine Gemeind' verhalten. Das muß sie. Viel erspart wird er sich nicht haben. Der nicht."

Und dann trank der Mann des Gesetzes sein Glas aus und überließ es den andern, ihre Bemerkungen darüber zu machen, daß es dem Daniel so habe gehen müssen, und daß daneben die Müllerin — so sagten sie — ein alter Geizkragen sei, wenn sie den alten Knecht nicht vollends behalte. — Da fuhr der Doktor vor. Er kam von der Klemmbachmühle und wollte weiter. Er stellte nur seiner Pferde wegen für eine halbe Stunde ein. Er trug einen kurzen Gehpelz und, wie ein Witzbold bemerkte, „hinkte auf zwei Beinen". Er litt an Rheumatismus, und das sagte er auch, gelinde stöhnend, zu der Löwenwirtin, die sich an einer Ecke seines Tisches niederließ und mit neugierigen Augen an ihm herumstrich. „So gut hat's nicht jedermann, der krank ist, wie der alte Knecht auf der Klemmbachmühle," sagte er. „Er ist schon bös zugerichtet, das ist er. Aber die Müllerin ist eine geborene Krankenpflegerin. 66 Jahr' alt und kugelrund. Aber das geht wie auf Rädchen. Überall ist sie, in der Mühle, im Stall, in der Küche, und eh' man sich's versieht, wieder in der Stube mit irgend etwas Gutem. Und dabei heiter, wie ein junges Mädchen. Man sollt's nicht glauben."

Er strich sich den Bart. Die Klemmbachmüllerin war von jeher eine gute Freundin von ihm gewesen, schon als er noch als kleiner Bub' mit seinem Vater auf Praxis gefahren war und sie ihn mit Honigbrot und Äpfeln traktiert hatte. Damals war sie ein schönes, junges Mädchen gewesen, jetzt war sie eine schöne, alte Frau, wenigstens für des Doktors Geschmack (obgleich man sie eigentlich als alte Jungfer hätte bezeichnen müssen).

Der Doktor kam immer in eine frohbehagliche Stimmung, wenn er jener Kindheitsfahrten gedachte, und das tat er heut', wohl durch den kleinen Georg angeregt, den die Müllerin nun bemutterte. Darum kam er ins Rühmen, eh' er sich dessen versah.

Als er wieder abgefahren war, wußten seine Zuhörer nun das Gegenteil von vorher. Nicht daß er es ihnen gesagt hätte, o nein, das konnten sie ganz leicht selbst zurechtlegen. Und so machten sie unter sich aus, daß, da alte Liebe nicht roste, und die Liebe da liegen bliebe, wo sie hinfalle, nun wohl aus den alten Jugendgespielen noch ein Paar werde. Und schalten weiblich darüber, daß die Müllerin sich nichts Besseres gewußt habe und langten schließlich dabei an, dem kleinen Georg die Mühle zu verschreiben samt dem Geld, das irgendwo im Zins sein mußte, damit — sagten

sie — der neue Müller nichts Dummes damit anstellen könne.

„Denn", sagte der Bote von Effringen, als er aufstand, um zu zahlen, „man kann nie sagen, was einer anfängt, wenn er so ins Glück hineinfällt, wie der Daniel."

* * *

Aber weder die Unglücks- noch die Glückspropheten hatten recht. Es geschahen keine so absonderlichen Dinge in der Klemmbachmühle. Das Gerede flatterte nur so außen herum und nährte sich von zufälligen Körnlein, wie eine Schar hungriger Spatzen vor einer Scheuer, in der gedroschen wird. Drinnen aber entwickelte sich allmählich aus schmerzhaften Stunden und Tagen, aus düsteren Zukunftsaussichten, aus trüben Gedanken des alten Daniel, der weniger zufrieden mit sich war, als ein Mensch außer ihm wußte, aus der fraulich-mütterlichen Sorgfalt der Müllerin mit dem zärtlichen Dabeisein des kleinen Georg die freundliche Seite der Sache, von der vorhin geredet wurde. Ja, es kam nach und nach allen so vor, als ob nie ein so heiteres Dabeisein gewesen sei, wie jetzt. Einmal kam der Doktor angefahren, da schallte ihm schon von außen ein Gesang im tiefen Baß entgegen. Und als er eintrat, saß der kleine Georg im Großvaterstuhl neben dem Bett und die Müllerin mit

dem Strickzeug auf einem Stuhl am Fußende, und beide horchten mit gespannten Angesichtern auf das Lied, das der alte Daniel wie aus einer Kriegstrompete heraus von sich gab. „Es waren einmal drei Reiter gefangen, gefangen waren sie.“ Es hatte viele Verse, und es hätte wohl niemand gemerkt, daß der Doktor da sei, wenn er nicht sehr vernehmlich gesagt hätte: „Da kann ich ja wieder gehen, scheint mir's. Wo 's dem Patienten so ums Singen ist, da hat der Doktor nichts zu schaffen.“

Aber so war's denn doch nicht.

„Es ist ihm eher ums Heulen gewesen,“ sagte die Müllerin. „Da hab' ich gesagt: probier's mit dem Singen, Daniel. Singen macht noch leichter als Heulen und tut schöner.“

Das war noch in der schmerzhaften Zeit. Die nahm auch ein Ende. Aber da sang der Daniel immer noch. Es war ihm seines Publikums wegen.

Um es gerade heraus zu sagen, er war noch sehr bewunderungssüchtig geworden in seinen alten Tagen. Er sah so gern das staunende Kindergesicht, wenn ihm ein neues oder vielmehr ein altes Lied einfiel, irgendwo aus einem Winkel seines Gedächtnisses heraus. Und es tat ihm wohl, da er so viel anderes nicht mehr konnte, wenn Georg sagte: „Du kannst so schön singen, Daniel. Ich möcht' auch so schön singen können,

wie du.“ Er ließ ſich ſo gern ein wenig bewundern. Er hatte es ſo nötig, daß da jemand war, der eine Freude an ihm hatte. Denn es war ihm eine Zeitlang geweſen, als ob er nun nicht mehr wert ſei, hier zu leben, da er doch nichts mehr leiſten konnte, ja, und da das geſchehen war, das mit dem Wagen.

Aber da hatte die Müllerin einmal geſagt (und es war, als ob ſie zu dem kleinen Georg ſpräche, ſo mütterlich klang ihre Stimme, obgleich ſie beide gleich alt waren): „Jetzt grad recht, Daniel. Jetzt erſt recht. Guck, ich hab' dich mögen, das ſag' ich offen. Und da hab' ich immer Angſt gehabt, wenn du ſo heimgekommen biſt, du weißt ſchon wie, das werd' immer noch ärger, wenn du mein Mann ſeiſt. Und das iſt jetzt alles vorbei, denn jetzt iſt's ausgefahren bei dir. Wenn du nicht ſo mühſam am Stecken gingeſt, tät ich ſagen, 's freu' mich. Und jetzt mein' ich, 's müſſ' noch ſchön werden bei uns, wenn wir auch zu alt ſind zum Heiraten. Ich pfleg' dich, das iſt ein Ding.“

Dem Daniel war ſein alter Schatz ſchöner vorgekommen, als je in jungen Jahren. Und weil er die Müllerin nicht in die Höh' heben und im Kreis ſchwenken konnte, wie es ihn wohl gelüſtete, ſo hob er den kleinen Georg auf ſein geſundes Knie und fing an zu ſingen: „Drei Lilien, drei Lilien, die pflanzt' ich auf ein Grab.“

Das war ein trauriges Lied, aber er ſang es gerade, weil ihm ſo froh zumute war. Sie ſangen es ſo kinderfroh miteinander, nicht jedes Kinderlied wird ſo geſungen. Sie waren beſſere Freunde als je zuvor, und nirgends war mehr irgend eine Furcht, daß irgend jemand nicht damit zufrieden ſein könnte.

Und nirgends war mehr irgend ein verſtecktes Wenn und Aber und nirgends ein Grauen; „wenn mich nur der kleine Bub' nicht einmal ſo ſieht. Dann wär's aus mit den ſtaunenden Augen, für immer wohl.“ Und was ſo verſteckter Angſte mehr ſind.

Denen allen war das Bein abgeſchlagen und zerſplittert, und was noch da war, das durfte jedermann ſehen.

Ja, und das war nun das Glück, in das der alte Daniel hineingefallen war. Es war doch ein Glück, wenn es auch anders ausſah, als das, um das ihn im Löwen der Bote von Effringen beneidete.

„So gut wird's nicht jedem, wie dem,“ ſagte einer, der das Geſchehnis und ſeine Folgen erfuhr. „Nun iſt auf einmal alles glatt und gut und er hat nichts dazu getan, daß es ſo ging, im Gegenteil. Das nenne ich keine moraliſche Umwandlung.“

Ja, darauf läßt ſich freilich nichts ſagen.

„So gut wird's nicht jedem, wie mir,“ ſagte

der alte Daniel und humpelte an ſeinem Stock die paar Staffeln hinunter, die an das Bänkchen vor der Haustüre führten. Die Frühlingsſonne lag auf dem Bänkchen und auf der hellen Fenſterreihe der Wohnſtube und auf dem Gärtchen, in dem die Müllerin die Beete umgrub. Sie lag auch auf dem grauen, verwitterten Kopf des alten Müllerknechts und auf dem warmen Kindergeſicht des kleinen Buben, der ſich an ihn ſchmiegte in großer Freude über dieſen erſten Ausflug und über das frohe Geſicht ſeines alten Kameraden.

Dem war's wohl zumute. Wie einem Kind, das ſeine Schläge hat und nun wieder in Hulden iſt.

Aber wenn einer ſo ſagt, wie der Daniel vorhin, dann ſind ja auch die Schläge nicht umſonſt geweſen.

Der Glückstag der Haderkornin.

Die Leichensägerin Witwe Haderkorn erhob sich am Feiertag Petri und Pauli morgens zwischen fünf und sechs Uhr aus den Federn, zog zuerst den rechten Strumpf an und dann den linken und trat auch in dieser Reihenfolge mit den Füßen auf die Selbendvorlage, die vor ihrem Bett lag, sagte: walt's Gott! wie immer, und glaubte solchergestalt alle Gewähr für einen guten Tag zu haben. Der blickte auch schon, der Tag nämlich, blau und sonnig zu den niedrigen Fenstern herein und die Haderkornin tat geschäftig ihr Gewand um, scheitelte sich das graugelbe Haar und steckte dann den dünnen Zopf mit dem Hornkamm hinauf. „So," sagte sie, „sodele." Sie sagte es in einem zufriedenen Ton und sie war auch zufrieden. Denn sie war gesund und hatte ihr Auskommen, wenn sie sich wacker regte, und wacker regen hatte sie sich schon ihr Lebtag müssen. Fünf von ihren Kindern waren schon „aus dem Gröbsten", das heißt, sie waren aus der Schule entlassen und standen, — die drei Mädchen in Diensten, die zwei Buben in Handwerkslehren; das sechste und jüngste, ihr

Davidle, lag noch unter ſeiner rotgelbkarierten Decke und ſchlief. Davidle hatte ſich tief in den Federberg hineingewühlt; es ſah nur ein ſteiler, hellblonder Haarſchopf und ein Stücklein von einer glatten, bräunlichen Kinderſtirn heraus, und eine geballte Fauſt lag neben dem Haarſchopf auf dem Kiſſen. Als die Mutter recht hinſah, guckten ein paar braune Herzkirſchen aus der Bubenfauſt hervor, die ſchien der Davidle geſtern abend mit ins Bett genommen zu haben und darüber eingeſchlafen zu ſein.

Die Herzkirſchen hatte er von ſeinem Paten, dem Schreiner Oberländer. Der hatte ihn geſtern abend, als der Davidle beim Betglockenläuten heim wollte, an ſeinen Gartenzaun hergerufen und zu ihm geſagt: „Da guck, Davidle, daß du auch weißt, daß morgen der Kirſchenpeter iſt. Komm, heb' deine Kapp' auf."

Aber der Davidle hatte keine Kappe auf, ſo zog er ſein Wämslein aus und ließ ſich da hinein ein Häuflein von den glänzenden braunen Kirſchen ſchütten, die der Pate aus einem Henkelkorb nahm. Er hatte ſie grad jetzt vom Baum heruntergetan; der Baum ſtand dahinten im Grasgarten.

Im Wämslein hatte der Bub dann die Kirſchen heimgetragen und ſie vor den Augen der Mutter auf den Tiſch geſchüttet. „Da, Mutter, komm, Mutter, jetzt eſſen wir's, gleich jetzt." Die

Mutter hatte auch zum Schein und weil's der Bub nicht anders tat, ein paar verſucht, aber ihr Hauptgenuß war es doch geweſen, zuzuſehen, wie eine um die andere von den ſüßen Früchten hinter den feſten, geſunden Zähnen ihres Buben verſchwand. Die letzte Handvoll nahm er noch hinaus und aß ſie auf der Staffel vor dem Haus, alle ſcheint's bis auf dieſe letzten, die er am Morgen noch ſchlafend in der Fauſt hielt.

Die Haderkornin ſtand und ſah über das Bett und über das Stückchen Menſchlein hin, das da herausguckte. Da ſah ſie aus der Bubenfauſt und über das Kiſſen hin ein eiliges Spinnlein laufen, das wohl in den Kirſchen geſeſſen war, ein ganz kleines, feines.

„Das iſt eine Glücksſpinne," ſagte die Haderkornin. „Die muß man laufen laſſen, die bringt etwas Gutes auf den heutigen Tag."

Da wurde ſie von einem heftigen Nieſen befallen, das dreimal über ſie kam und das den ſchlafenden Davidle aufweckte. Jetzt war es aber keine Frage mehr, daß der Haderkornin ein Glück blühe, irgend etwas Gutes für heut. Zu allem Überfluß ſaß auch noch ein Herrgottskäfer, rot mit ſchwarzen Punkten, auf dem Meerzwiebelſtock am Fenſter und ſurrte, als ſie den Flügel aufmachte, nicht in den Morgen hinaus, ſondern um die Haderkornin herum.

Und das waren jetzt drei Zeichen, die nicht trügen konnten, daß der heutige Peter- und Paulstag ein Glückstag sei.

Da muß niemand meinen, daß die Haderkornin gar so Großes erwartet hätte. Sie war über das Alter hinaus, in dem man auf irgend ein seliges Wunder hofft; sie hätte auch gar nicht gewußt, was das für eins hätte sein sollen. Es war ihr im allgemeinen ganz recht, wie es war; aber sie dachte: „Etwas Gutes kann man immer brauchen, und wenn's bloß ein Stümpflein Mehl oder Korn ist von den Bauern, zu denen ich heut komme, oder ein paar Eier, die eine Bäuerin herauslangt."

Denn die Haderkornin hatte heut einen großen Amtsgang zu machen. Im Städtlein selber und dann in drei stattlichen Ortschaften, die rings ums Städtlein herum lagen. Der Schmied Wendnagel war gestorben, ein starker, gesunder, wohlhabender Mann. Es hatte ihn ein Gaul auf den Brustkasten geschlagen, da war er zusammengesunken und hatte sich innerlich verblutet. Die Leute wußten es natürlich schon, so etwas spricht sich schnell herum. Aber es war doch etwas anderes, etwas offizielles, wenn die Leichensägerin kam, im großen, schwarzen Dreieckschal und der großen schwarzen Flügelhaube und mit feierlichem Tonfall sagte: „Dem Schmied Wendnagel sag' ich mit der Leich'. Morgen mittag um drei Uhr

ist sie." Da wußte die Haderkornin wohl, daß das den Leuten einen wehmütig-erhebenden Augenblick schuf. Sie standen um sie herum und wollten genau wissen, wie es gegangen sei, und sagten: „Ach Gott ja, man ist doch niemalen sicher vor dem Tod," und solche Sachen, und sahen ihr nach, wenn sie die Gasse hinausging bis ans nächste Haus, in dem wieder eins aus der Freundschaft wohnte. Die Haderkornin hatte an solchen Tagen ein hohes Gefühl von ihrer Wichtigkeit — und das war auch kein Wunder. „Mutter," sagte der Davidle, und blinzelte unter seiner Bettdecke hervor, „Mutter, nimmst mich mit auf die Höf' und nach Rötenberg? Des Bergbauern Philipp hat gesagt, ich krieg einen Stallhasen, grau mit einem weißen Schwänzle, wenn ich komm."

Aber da kam er schön an. „Dummer Bub, dummer," sagte die Mutter, „wie kann ich dich denn brauchen, wenn ich zur Leich' ansag? Das ist, wie wenn der Herr Pfarrer seine Hedwig mit auf die Kanzel nähm." Das sah der Davidle ein, wenn auch ungern. Die Hedwig war ein blondes, lustiges Ding mit einem langen Zopf. An dem Zopf war oben und unten eine rote Schleife. Die konnte man nicht mit auf die Kanzel nehmen, das war klar. So mußte er denn daheimbleiben. Und vor des Davidles Augen stieg ein langer, sommerlicher Feiertag auf, an dem auch gar nichts Besonderes zu erleben war.

Es war am beſten, noch eine Weile unter der Decke zu bleiben, vielleicht fiel einem etwas ein.

Als der Davidle noch eine Zeitlang mit blinzelnden Augen in den Tag hineingeguckt hatte, hörte er auf einmal draußen auf der Treppe einen Schrei und ein Gepolter. Und dann fing die Mutter, die den Schrei ausgeſtoßen hatte, an, ganz unverkennbar über den Davidle zu ſchimpfen. „O du Bub, du nichtsnutziger, böſer. O du bös', bös' Büble. Jetzt wie ſoll mir's heute gehen, au, au.“ Da litt es den Buben doch nicht mehr unter der Decke. Er ſchlüpfte in die Höschen und ſtreckte den blonden Kopf zur Tür hinaus. Da ſaß die Mutter auf der oberſten Treppenſtufe und beſah ſich den Fuß, den ſie jetzt gerade beim Fallen auf der Stiege verletzt hatte. Sie war auf einem Kirſchenſtein ausgeglitten, und der Stein rührte ja freilich von dem Buben her, der ihn und noch einige ſeiner Kameraden ſorglos dort hatte fallen laſſen.

Es war am End am beſten, die Türe wieder leis zuzumachen und durch das niedrig gelegene Fenſter ins Freie zu entkommen, und das tat der Davidle denn auch.

Was war das für ein ſonniger, ſtrahlender Morgen. In dem Gärtlein hinter dem Haus lag noch der Tau auf den Salat- und Kohlköpfen, auf den Reſeden und Balſaminen der ſchmalen Rabatte. Er glitzerte in der Sonne, aber nicht

mehr lang, denn die goldenen Strahlen kamen und trockneten ihn, Tropfen um Tropfen. Die nahen Höhen rings um das Städtlein herum leuchteten so herrlich verheißend ins Tal herunter mit ihren grünen Bäumen, Matten und den Bächlein, die sie herunterschickten, und den hellen Straßen, die zu ihnen hinaufführten; und über ihnen hingen in dem reinen Blau des Himmels weiße Wolken, und alles winkte und rief: Davidle, komm! Der trieb sich eine Weile ums Haus herum. Dann kam ihm ein guter Gedanke. Wenn jetzt die Mutter nicht laufen konnte wegen des Fußes, dann konnte er am Ende da hinaufgehen in die Bauerndörfer und die Sache ausrichten. Schüchtern war er nicht, den Weg fand er wohl auch, und es war schön, so in der Sommerwelt herumzugehen und erst noch einen wichtigen Auftrag dazu zu haben. Als der Davidle diesen Gedanken fertiggedacht hatte, wagte er sich ins Haus hinein. Die Mutter war in der Küche; auf dem Herd brannte das Feuer, es roch nach Kaffee. Die Mutter hatte den Buben nicht gehört, wie er auf seinen leisen Barfüßen die Stiege heraufkam; sie schlürfte in der Küche hin und her; den einen Fuß zog sie ein wenig hinter dem andern drein, und hie und da zog sie die Stirn in Falten, als ob ihr etwas weh täte, sonst konnte der Davidle, der regungslos unter der Küchentür stand, nichts Besonderes bemerken.

Das war nicht ganz, wie er gemeint hatte; es war einesteils recht, aber nur einesteils. Jetzt sah die Mutter den Buben. Sie hatte nichts von seinem Ausflug durchs Fenster gemerkt und sagte: „So, kommst? Wegen deiner hätt' ich können unglücklich werden diesen Morgen schon. Du Schlamper, man streut auch die Kirschenstein' nicht auf die Stiege, daß ein Christenmensch drüber fallen muß."

Der Davidle war merkwürdig zahm und teilnehmend. Er sah mitleidig zu, wie die Mutter herumhumpelte, und sagte: „Tut's arg weh, Mutter?" Das entwaffnete sie ein wenig. „Ha, 's tut's," sagte sie. „Wenn ein anderer Tag wär, tät's nicht so viel machen; dann könnt' ich mit einer Stricket unters Haus sitzen, wie die anderen Leut am Feiertag." „Mutter," fing der Davidle wieder an, „ich könnt' auch die Leich' ansagen; ich finde den Weg schon und kann auch den Spruch. Dann kannst du unters Haus sitzen."

Die Haderkornin sah ihren Buben mit einer Mischung von Ärger und Rührung an. „O du dummes Büble," sagte sie, „das wär schön, wenn so ein kleiner Kerle daherkäm zu so einer Sache. Ich ließ' mir's im Notfall gefallen, wenn eine Kindsleich' wär' und von nichtsnutzigen Leuten. Aber wenn so ein Mann stirbt aus so einer Freundschaft heraus, da muß unsereins schon selber kommen. — Und wenn's auf anderthalb Fü-

ßen iſt," ſchloß ſie und verzog das Geſicht zu einem kleinen Lachen über das eigene Späßchen.

Der Davidle gab ſich aber noch nicht gefangen. Die Ferne und das Abenteuer lockten allzuſehr.

„Aber wenn du dann unterwegs hinſitzen mußt und nimmer kannſt?" ſagte er kläglich. „Die Biſchoffstheres' könnt' auch gehen. Ich könnt' ihr den Weg zeigen und die Häuſer und außen warten. Sie weiß ihn noch nicht, weil ſie immer in der Stadt geweſen iſt."

Die Haderkornin ſchnappte nach Luft. Wenn Krieg geweſen wäre, und der Davidle hätte geſagt, er wolle die Franzoſen ins Land führen auf einem Schleichweg, das wäre nicht ſo arg geweſen wie dieſer Vorſchlag. Die Biſchoffstheres war eine Konkurrentin der Haderkornin, oder drohte doch, es zu werden. Sie hielt einen kleinen Laden mit Sterbekleidern und Totenkränzen, empfahl ſich als Leichenbeſorgerin und war noch ziemlich jung, redegewandt, rothaarig und ein wenig leichtſinnig. Die Haderkornin hatte einen herzlichen Grimm auf ſie; dem Davidle aber hatte ſie erſt neulich einen Butterwecken geſchenkt und geſagt: „Sag deiner Mutter, wenn eine Leich' ſei, könn' ich ihr helfen auslaufen; ſie wird doch auch alt und es geſchieht ihr ſauer."

Und ſie hatte ihn lachend ins Ohrläppchen gezwickt und ihm ihren Papagei gezeigt, den ſie

aus Karlsruhe mitgebracht hatte. Dort war sie lang in Stellung gewesen. Der Davidle konnte sie nicht übel leiden. Aber jetzt hatte er bös in die Nesseln gegriffen.

Es war nicht lang nachher, da stand er ein wenig verdützt und ein wenig trutzig unter der Haustür und sah hinter der Mutter drein, die auf der weißen Landstraße dahinschritt, wenn man das schreiten heißen konnte. Sie hinkte nicht unbeträchtlich; aber sie hielt sich steif und aufrecht. Die schwarzen Haubenflügel wehten ein wenig hin und her, denn es hatte sich ein leiser Wind aufgemacht, und das lange, schwarze Umschlagtuch, das die ganze Gestalt einhüllte, sagte zu allen den glänzenden, grünen und bunten Gebilden des Sommermorgen: „Passet auf, es ist nichts mit dem Leben, ihr müsset alle sterben.“ Dem Davidle brannte aber eine sehr lebendige Ohrfeige und ein erzürntes Mutterwort auf dem Ohr und auf dem Herzen, er steckte die Hände in die Hosentaschen und der ganze Glanz des Morgens war ihm vergangen. Er hatte auch strenge Weisung, im Haus zu bleiben und einen Waschkorb voll Bohnen zu entfäden, die zum Dörren parat standen. Er sei ein Kalfakter, hatte die Mutter gesagt, und von allen sechs Kindern sei keines wie er. Wenn man's mit den Fremden halte und ihnen die Kundschaft zuwende! Und noch mehr solche Dinge!

Jetzt war schon alles eins, so ein Peter- und Paulstag konnte einem gestohlen werden. Mißvergnügt setzte sich der Davidle in die Küche und fing an, von einigen Bohnen die Schwänzchen abzuschneiden. Als es in die Kirche läutete, blieb er trotzig sitzen, obgleich er als Schulbub von Rechts wegen hinein mußte. Die Mutter war schuldig, wenn er morgen Tatzen bekam; hätte sie ihn gehen lassen, dann hätte er eine gültige Entschuldigung gehabt. Die Katze saß neben ihm, sie sah auch langweilig aus, und das war dem Buben ganz verständlich. Er nahm hie und da wieder ein paar Bohnen, aber er sah, daß er in sieben Jahren nicht damit fertig werde, so hatte es gar keinen Zweck, sich zu beeilen. Er hatte schon Märchen gelesen, da kamen immer in solchen Fällen freundliche Erdleutlein und halfen den Menschen, daß sie in unglaublich kurzer Zeit mit ihren Arbeiten fertig wurden, aber das war wohl nur in den Märchen so.

Als er das gedacht hatte, da stand auf einmal ein baumlanger Handwerksbursch vor dem Davidle; der hatte ihn, weil er so stark nachzudenken hatte, gar nicht kommen gehört. „Bist du allein daheim?“ fragte der Mensch. Der Davidle bejahte. „Hast du nichts zu essen, ich habe Hunger.“ Das hatte der Davidle auch, er merkte es auf einmal. Es stand Brot und Käs und Most in der Stube drin, das sollte sein Mittagessen sein. Aber

nun schoß ihm plötzlich ein Gedanke durch den Kopf. „Wart ein wenig, dann back' ich Pfannkuchen," sagte er großartig. Er hatte zwar noch nie Pfannkuchen gebacken, aber das war einerlei; darum konnte er es jetzt doch tun. Dem Fremden war es recht; er konnte auch Ratschläge erteilen wegen der Zubereitung. Eier müsse man dazu haben und Milch und Mehl. Aber Eier hatte der Davidle nicht, und Milch nicht viel. Auch durfte man die wenige nicht nehmen, denn es war nicht wünschenswert, daß die Mutter die Kocherei nachträglich bemerkte. Also blieb nur noch Mehl und Wasser. Salz und Schmalz, das gab es auch. Also den Teig gemacht, eine handliche Schüssel voll. Er hatte sonderbare Knollen, aber das wurde geflissentlich ignoriert. Jetzt das Feuer. Das war schwierig. Die Sonne stand hoch am Himmel und schien in den Rauchfang, es wollte durchaus nicht brennen. Dicker Qualm war in der Küche; da sagte der Handwerksbursch: „Hast ein Erdöl im Haus? Wenn man das hineinschüttet, brennt das Feuer, wie ein Licht so hell. Man muß bloß aufpassen, daß man nicht anbrennt." Da ließen sie einen langen, dünnen Strahl aus der Erdölkanne in das qualmende Feuer laufen. Das flammte hoch auf in einer wütenden Flamme, fuhr dem Handwerksburschen ins Gesicht und versengte dem Davidle den blonden Haarschopf; daß aber die Katze wie unsinnig

vom Herd hinunter und zur Tür hinausschoß, das sah keiner von ihnen beiden. So sehr hatte sie die Flamme geblendet. „Das hätt' können dumm gehen," sagte der Handwerksbursch. „Aber jetzt brennt's. Jetzt her mit dem Schmalz und dem Teig." Da buken sie die Pfannkuchen. Die von der Mutter waren besser; auch drückte den Buben irgend etwas, er wußte nicht recht was. Der Gast aß wacker drauf los. „Hast nichts zu trinken?" fragte er. Da bekam er auch noch den Mostkrug und leerte ihn bis auf den Grund. „Jetzt hilf mir meine Bohnen putzen," begehrte der Bub. Aber der Handwerksbursch wollte nicht. „Ich muß heut' noch weit, sieben Stund' weit," sagte er und überließ den Davidle seinem Schicksal. Das war ganz anders als in den Märchen. Trübselig war es. Die Katze war auch fort, so war gar nichts Lebendiges mehr um den Weg. Da legte der Davidle seinen Kopf auf die Arme und die Arme auf den grünen Bohnenberg und schlief ein.

Es träumte ihm sonderbar. Die Sonne schien zur Küche herein und sah ihm fest ins Gesicht. „Du bös', bös' Büble," sagte sie und wackelte immer mit dem Kopf. Er wollte lachen, aber er konnte nicht; es wurde ihm immer heißer. Da wollte er den Kittel ausziehen, aber er konnte sich nicht rühren und die Sonne langte nach ihm mit den Armen und drückte ihn ganz zusammen, daß

er kaum atmen konnte. Auf einmal fing sie an, ihn zu schütteln und ihm etwas in die Ohren zu schreien, und — da machte der Davidle mühsam die Augen auf, da war es der Handwerksbursche von vorhin. Der stand in einem hellen Glanz von einem großen Feuer, und auf der Straße schrie und trommelte es und die Leute liefen zusammen und ein Spritzenwagen rasselte herbei. „Mach, daß du herauskommst, da hinten durchs Fenster," sagte der Handwerksbursch. „Die Stiege brennt schon. Ich bin zum guten Glück noch ein wenig im Adler gesessen, sonst wärst du elend verbrannt. Komm, komm." Der Davidle war noch wie im Traum, Entsetzen und Staunen war in ihm und dabei war er von Glut und Rauch benebelt. Jetzt stand er wieder im Gärtlein draußen; während vornen von der Straße her schon die Feuerleitern am Haus angelegt wurden und ein Getöse und Lärmen erschallte, und die Flammen zu den Fenstern und zum Dachgiebel hinausschlugen, war es da hinten noch so ruhig und schön wie am Morgen.

„Ja, ja, das hast du angestellt mit deiner Feuermacherei," sagte der Handwerksbursch. „Ich hab's ja gleich gesagt, mit dem Erdöl, da muß man aufpassen, sonst gibt's ein Unglück. Die Leute sagen, es sei eine brennende Katze zum Bühnenladen hinausgeschossen. Vielleicht hat sie sich in einem Bett herumgewälzt oder so. Ich

bin nur froh, daß ich nicht ſchuldig bin. Jetzt muß ich aber fort, ich muß heut noch weit, ſieben Stund' weit." Und dann ging er mit langen Schritten davon. Dem Davidle war es, als müſſe er mitgehen, auch ſieben Stunden weit, oder noch weiter, ſoweit ihn ſeine Füße tragen. Ein jähes, waches Entſetzen kam über ihn. „Halt, ich will auch mit," ſchrie er. Aber der Handwerksburſch war ſchon verſchwunden. Da fing der Davidle an zu laufen, durch das Gärtlein und über den Zaun, und durch die Krautgärten, den Berg hinauf, immer geradeaus, und in den Wald und immer weiter, wie ein Pfeil. Hinter ihm her wimmerte das Brandglöcklein und wenn er ſich umſah, dann ſah er den Rauch und die Glut, und das war ſeiner Mutter Haus, das brannte, und er war ſchuld daran. Wenn er ſo weit war, dann ſchoß er wieder weiter, bis er tief drin im Wald mit dem Kopf an einen Baumſtamm ſtieß, an den er ganz haltlos hingeſchoſſen war, und mit einem leiſen Ächzen ins Moos hinſank.

Die Haderkornin war grimmig ausgeſchritten. Sie hatte einen Zorn auf ihren Buben und auf ihren hinderlichen Fuß. Als ſie ein Stück Weges gegangen war, band ſie ihr Taſchentuch feſt um den Knöchel, da ging es beſſer mit dem Auftreten. Eigentlich hätte es ſchlimmer ausfallen können. Wenn ſie nun gar nicht hätte auftreten können, was dann? „Es iſt noch ein Glück

dabei," gab ſie zu und hinkte weiter. Da fiel ihr das Vorzeichen vom frühen Morgen ein, und ſie mußte wider Willen ein wenig lachen, halb ärgerlich lachen freilich. „Wenn das alles iſt, dann iſt's nicht viel," ſagte ſie. Der Vormittag war aber herrlich. Zuweilen führte der Weg zwiſchen reifenden Kornfeldern hin. Blaue und rote Blumen ſtanden zwiſchen den Ähren, und Lerchen ſtiegen hoch ins Blaue hinauf und ließen ihre Lieder erſchallen, und darüber zogen lichte Wolken hin. Da kamen ihr auch freundlichere Gedanken. Einmal ſetzte ſie ſich eine Weile an einen Rain hin, der von einem Ahorn beſchattet war. Da kam es ihr: „Es wär doch nett, wenn der Davidle jetzt neben mir ſäße. Er iſt doch eigentlich ein gut's Büble. Das mit der Biſchoffstheres' hat er nicht bös gemeint; er hat's nicht ſo verſtanden. — Eigentlich hat er mir bloß helfen wollen, er wär' ja ſogar allein gegangen. Und ſo beſorgt um meinen Fuß. Das mit den Kirſchenſteinen, ja lieber Gott, wie halt Kinder ſind. — Jetzt ſitzt er daheim in der Küche und putzt Bohnen. Er lief' eigentlich wohl neben mir her."

Damit ſchloß ſie ihr Selbſtgeſpräch, band das Tüchlein um den Fuß feſter und ging auf die erſten Häuſer von Rötenberg zu, die gleich da vorne vor ihr lagen. Jetzt war ſie Amtsperſon, und ihr Geſicht, das da draußen auf dem Rain eine Weile weich und mütterlich geweſen war,

nahm den traurig-feierlichen Ausdruck der Leichensägerin an: „Dem Schmied Wendnagel sag' ich mit der Leich! Morgen mittag um 3 Uhr ist sie.“ Das war noch am frühen Vormittag. Als sie in dem einen Dorf fertig war, ließ ein Krämer, der grad' ins andere fuhr, sie aufsitzen, und vom zweiten gegen das dritte hin nahm sie ein Ackerwagen wenigstens bis ans Ende der Markung mit. Der Fuß tat seine Schuldigkeit. Er war ein wenig geschwollen, weh tat er auch, aber die Haderkornin hatte nie Gelegenheit gehabt, besonders weich gegen sich zu sein; es mußte gehen, und es ging auch. Das Körblein, das sie unter dem Dreieckschal trug, war fast ganz voll mit Eiern. „Davon mach' ich eins oder zwei auf, wenn ich heimkomme, und back' dem Davidle einen Eierkuchen. Er hat so kein rechtes Mittagessen gehabt heut,“ dachte sie. Da holte sie ein Handwerksbursch ein. Er ging auf das gleiche Dorf zu wie sie; er war mit langen Schritten hinter ihr hergekommen. Als er sie um einen Zehrpfennig bat, gab sie ihm. „Ich weiß auch nicht, wenn mein Gottfried einmal so herumläuft,“ dachte sie. Da sagte der Mensch: „Seid ihr von da drinnen?“ er zeigte mit dem Kopf nach dem Kirchturm hin, der aus den Bäumen herausſah. „Nein aus dem Städtlein,“ sagte die Haderkornin. „Habt ihr auch das Brennen gesehen?“ fragte er weiter. „Was für ein Brennen?“ — „Ha, drunten im

Städtlein. Wie ich fort bin, hat nur ein Haus gebrannt, aber seither können es mehr sein, es ist ein Wind gegangen."

Damit wollte er rüstig voranschreiten. Die Haderkornin langte zitternd unter ihrem Schaltuch vor und hielt ihn am Rockärmel fest: „So saget mir doch, bei wem und wo und wie es angegangen ist?"

Aber der Handwerksbursch war patzig. „Ich kenn die Leut da drunten herum nicht. So gegen das End' vom Städtlein hin ist's gewesen. Wie wird's angegangen sein? Werden halt Kinder allein daheim gewesen sein und werden gezündelt haben. Warum passen die Leut nicht besser auf? Ich muß aber weiter, ich muß heut' noch weit, noch sechs Stund' weit." Damit nahm er lange Schritte, die Haderkornin kam nicht mehr hinter ihm drein.

Es war nur gut, daß sie nur noch fünf Häuser hatte, in denen sie ihren Spruch anbringen mußte. Eine zitternde Angst füllte ihr Herz. Wenn es bei ihr wäre? Wenn ihr Davidle gezündelt hätte? Und dann? Und der Bub selber? Vielleicht hatte der Handwerksbursch gelogen, hoffte sie dann wieder einen Augenblick, und dann drückte der Stein von neuem nur um so schwerer auf ihrem Gemüt.

Ja, doch, in Horrheim hatten sie das Läuten von drunten herauf gehört. Sehen konnte man

nichts von hier aus, und die Leute ſagten beruhigend: „'s wird nicht grad' bei Euch ſein, Haderkornin. Ich wüßt' gar nicht, wieſo es bei Euch brennen ſollte.“ Ja, das dachte ſie auch, aber ſie zwang doch ihren ſchmerzhaften Fuß zu ſchnellerem Lauf und eilte den Berg hinunter wie ein Junges. Unterwegs kreiſten die Gedanken in ihrem Kopf. Immer wieder in der gleichen Reihenfolge kamen ſie. Angſt und Sorge, dann wieder die Hoffnung, es ſei alles nichts, dann wieder die ärgſte Angſt: der Davidle, was iſt's mit dem?

Da, als ſie vor der letzten Wegbiegung war, — in zwei Minuten mußte man das Städtlein liegen ſehen, kam ihr die Horrheimer Bötin mit ſchwergepacktem Tragkorb entgegen. Sie ſchlug die Hände zuſammen, als ſie die Haderkornin ſah. „Ja, ſeid Ihr denn noch nicht daheim geweſen? Und derweil iſt Euch alles verbrannt, bloß noch ein paar Stücklein Hausrat hat man heraustun können. O daß, o daß, die Leut' ſagen, Euer Bub' ſei auch verbrannt; einmal geſehen hat ihn kein Menſch.“ Die Bötin war begierig auf das Jammergeſchrei, das die Haderkornin anheben würde; ſie war voller Teilnahme und jedenfalls bereit, mitzujammern, ſo arg ſie konnte. Aber das Weib ſtieß nur einen dumpfen Schreckenslaut aus und eilte vollends um die Ecke. Da ſah ſie Rauch und Qualm aufſteigen, wo am Morgen ihr Häuslein geſtanden war, und ſie ſetzte

ſich ganz verſtummt auf einen Haufen Feldſteine, der am Wege lag.

Aber nur einen Augenblick. Die Bötin kam hinter ihr her und tröſtete: „Für gewiß weiß man's nicht mit dem Buben. Wiewohl, es iſt ſchon oft paſſiert, ſo was. Die Leut' ſagen, eine brennende Katz' ſei aus dem Bühnenladen geſprungen.“ Sie wollte noch mehr erzählen. Aber die Haderkornin lief ihr unter den Händen davon. Wie ſie ſo dahinging in ihrem ſchwarzen Traueranzug, ſah ſie aus, wie das Unglück ſelber. Die Bötin ſchüttelte den Kopf und ging mit ihrem Tragkorb und ihren Neuigkeiten weiter.

Unterdeſſen kam die Haderkornin an der rauchenden Trümmerſtätte an. Es ſtand eine Menge Menſchen darum herum, Weiber mit Kindern auf dem Arm und Männer mit Tabakspfeifen und in Hemdsärmeln, und Schulkinder in allen Größen. Es war ja Feiertag, da hatte man ſchon Zeit, und man mußte doch teilnehmend um den Weg ſein, wenn die Haderkornin heimkam. Die Löſchmannſchaften hantierten im Schweiß ihres Angeſichts mit verkohlten Balken und einfallenden Mauerreſten herum; hie und da zuckte noch ein dünnes Flämmlein auf, da oder dort, dann fiel gleich ein Waſſerſtrahl drüber hin und fraß es.

Des Davidle Pate, der Schreiner Oberländer, war der erſte, der ihr entgegenkam. Er war rußig und ſah zerriſſen und mitgenommen aus.

„Sei still, Dorle, heul' nicht," sagte er. „Versichert bist ja, gottlob, und das Büble —." „O mein Büble, mein Büble," brach die Haderkornin los. „Ich hab' gesagt, es müss' im Haus bleiben und jetzt ist's verbrannt. O mein Davidle, mein Davidle." Und sie stürzte auf die rauchende Stätte los und wollte hinein und suchen. Aber die Männer vertraten ihr den Weg. „Da drinnen ist nichts lebigs mehr, Haderkornin. Man hat alles ausgesucht, aber das Bett in der Kammer, das ist ganz verbrannt gewesen gleich am Anfang, jetzt am End' ist er —," da heulten die Weiber drauf los und die Mutter wollte wieder in den Trümmerhaufen hinein, und der Pate Oberländer sagte: „Ich bin nur froh, daß ich ihm gestern noch Kirschen gegeben hab'." Die Haderkornin konnte nur stöhnen. Sie, sie hatte ihm als Letztes eine Ohrfeige gegeben und harte Worte, und er hatte ihr helfen wollen aus seinem guten Herzen heraus. Ganz verstört sah sie um sich und hörte einen Schwall von Worten, die tröstlich sein sollten und die ihr nur noch mehr das Herz zerrissen. Da kam an seinem Stock der Weber Bidlingmaier herangeschlurft, ein alter, müder Mann, mit einem stillen Gesicht. Er war ein Frommer, ein Stundenbruder; die Haderkornin hatte noch nie viel Verkehr mit ihm gehabt, denn sie ging nicht in die Stunde. Aber als er jetzt sagte: „Dorle, kommet, gehet mit mir.

In meines Sohnes Kammer ist Platz und Ihr brauchet ein ruhiges Plätzlein," da ging sie schier willenlos neben ihm her in das Steinergäßchen hinein. Es war so gut, daß der Alte nicht viel sagte. Er führte sie nur zu seinem ledernen Großvaterstuhl hin: „Da sitzet hinein und ruhet aus, 's wird nötig sein." „O, mein Büble, mein Büble," jammerte die Haderkornin leis vor sich hin. Da sagte der Weber, wie zu sich selber: „Unserem Herrgott ist er nicht aus der Hand gefallen. Dem fällt nichts aus der Hand." Dann war er wieder still. Die Uhr tickte in dem niederen Stüblein, allmählich sanken die Abendschatten herunter. Das Weib saß in dem Großvaterstuhl und wimmerte manchmal, der Alte sah zum Fenster hinaus auf das schmale Weglein, das hinter dem Haus zwischen Bäumen ins Freie führte. Plötzlich stand er auf und langte nach seinem Stock. „Bleibt nur sitzen, ich komme gleich wieder," sagte er und schlurfte hinaus.

Draußen zwischen den Bäumen hatte er einen Buben sich zögernd und scheu herumdrücken sehen. Ihm war es von Anfang an nicht so sicher gewesen, daß der Bub verbrannt sei. Daß ihn kein Mensch gesehen hatte, das war noch kein Beweis. Er hatte so allerhand Gedanken darüber. Die Leute hatten einander so lang in ihre Vermutungen hineingesteigert, bis sie zur Tatsache geworden waren.

„Komm nur her, Davidle," ſagte er ſanftmütig, als bei ſeinem Näherkommen der Bub wie der Blitz hinter einen Baum hinum fuhr. „Wo kommſt denn her? Komm nur mit in mein Haus herein, da iſt jemand, und der weint um ſein Büble und meint, es ſei verbrannt." Der Davidle ſah elend aus. Der Kittel und die Hoſen hingen zerriſſen um ihn herum, die Barfüße bluteten und ſein Bubengeſicht war von aller ausgeſtandenen Angſt ganz verſtört und hatte zu allem hin noch von dem Stoß gegen den Baum eine große Beule auf der Stirn.

Er hatte ſich nicht unter die Leute getraut und ſich doch im Wald gefürchtet ſo allein, als es Abend wurde. Jetzt kam ihm da ſo eine gute Menſchenſtimme entgegen und eine große, haarige Hand ſtreckte ſich nach ihm aus. „Komm, Davidle, komm." Da legte er ſein braunes, verſchmiertes Tätzchen hinein und ließ ſich mit ins Haus hineinziehen. Wer da drin ſei, das hatte er nicht recht verſtanden. Aber als er in die dämmerige Stube trat und die Mutter im Seſſel ſitzen ſah und ihren Schrei hörte: „O mein Büble, o lieber Gott, mein Büble. Ja, Davidle, wie machſt denn das, daß du noch lebſt?", da übernahm es den Buben, daß er bitterlich zu heulen anfing, er wußte ſelbſt nicht mehr recht, warum, es lief alles in ein Bächlein zuſammen. Kann ſein, daß ihm ſeine Mutter Geſellſchaft

geleiſtet hat, der Weber Bidlingmaier hat's nicht ſagen können, er iſt hinausgegangen auf das Bänklein vor dem Haus, bis die zwei genug hatten.

Freilich, als die erſte Rührung vorbei und der große Jubel des Wiederſehens wieder ein bißchen ſtill geworden war, da meinte die Haderkornin doch, eine gute Tracht Prügel ſei ſie vor unſerem Herrgott ihrem Buben immerhin ſchuldig, ſonſt gehe es mit ihm dem Verderben zu. Aber der Weber Bidlingmaier, der beiden in ſeines Sohnes Kammer ein Nachtquartier bereitet hatte, meinte, an ſo einem Tag brauchte er die Prügel nicht mehr, der ſei dem Davidle anderswo hingeſchrieben, als auf ſein Sitzleder. Und ſo ließ es die Haderkornin ſein.

Sie ſaß mit gefalteten Händen dabei, als der alte Mann ſeinen Abendſegen las, — der Davidle lag lang ausgeſtreckt auf der Bank und ſchlief — und als er Amen geſagt hatte, da tat ſie einen tiefen Atemzug und ſagte: „Ach, daß ich mein Büble noch hab', ich hätt's ja ſchier nicht verlangen können, daß es nicht verbrannt iſt. Es haben's alle gemeint, es ſei. Und da liegt's und lebt mir noch. Aber ich ſag' bloß, es iſt kein Aberglauben: Ich hab's ſchon in aller Gottesfrüh gewußt, daß mir heut' noch etwas Gut's paſſiert."

Jungfer Salomes Verwandtſchaft.

Der Wind fuhr pfeifend die lange Dorfgaſſe hinauf, bis er an ein Haus kam, das ihm den Weg verſperren wollte. Es ſtand gerade quer über die Straße, und hier war alſo die Welt richtig mit Brettern vernagelt, die Hollbachhauſener Dorfwelt. Hinter dem Haus war eine grüne Wieſe, und hinter der Wieſe fing der Wald an. Als der Wind bis an das Haus geflogen war, das ihm im Weg ſtand, da nahm er die Backen voll und meinte, wenn er ſo recht aus Leibeskräften bliese, ſo werde das Hindernis bald beſeitigt ſein. Aber das ging nicht nur ſo. Das Haus war alt und der Wind war jung, und als er eine Weile umſonſt geblaſen hatte, da mußte er, wie alle ſeine Vorgänger, ſich ein bißchen dünn machen und auf dem ſchmalen Weglein zwiſchen Kirchhofmauer und Haus durchſchlüpfen, um über die grüne Wieſe an den Wald zu kommen. Dort konnte er denn hauſen, wie er wollte, und das tat er auch.

Alſo das letzte Haus von Hollbachhauſen war an ſeinem Platz ſtehen geblieben. Dort ſtand es ſchon lange. Schon viel länger, als ſeine jetzige Bewohnerin lebte, und das war ſchon eine gute

Zeit her. Was man so menschlich eine gute Zeit heißt. Das Haus hatte graue, verwitterte Balken und ein graues, verwittertes Schindeldach, auf dessen First Moos und Hauswurz wuchs und an dessen Rand Schwalbennester klebten, eins am andern. Es hatte auch unter dem Dach niedrige, helle, glänzende Fenster, eine ganze Reihe, die sahen in den Tag hinein, wie Kindergesichter, sauber und freundlich und einfach. Die Bewohnerin des Hauses war ebenso grau, wenn auch nicht so verwittert, wie ihr altes Haus, und hatte ebenso helle Fenster unter ihrem grauen Haar, und sah aus ihnen ebenso hell und fröhlich in den Tag hinein, und so paßten sie gut zusammen.

Man hätte denken können, das Haus sei um Jungfer Salome herumgewachsen oder die Jungfer Salome aus dem Haus heraus. Aber das war nicht der Fall. Das Haus war so etwa zweihundert Jahre alt, wenn es die Leute recht wußten, und Jungfer Salome war erst siebenundvierzig. Sie hätte eigentlich noch nicht grau zu sein brauchen. Aber man wußte ja freilich nicht, was sie alles erlebt hatte. Sie war nicht aus Hollbachhausen gebürtig. Sie war „hinter dem Wald hinten" hergekommen, wie die Hollbachhäuser sagten, und das war, weil man nichts Genaueres wußte, etwas sehr Dunkles und Entferntes. Kein Mensch konnte wissen, was sich dort alles zugetragen hatte. Jungfer Salome war durch ein

Teſtament des früheren Beſitzers nach deſſen Tod in das Haus und zu ſeinem Beſitz gekommen. Der war auch ein ſo „Einzechter“ geweſen, und man wußte wenig von den vielen Jahren, die er in der Fremde zugebracht hatte. Indeſſen, er war wenigſtens aus dem Ort gebürtig, und man konnte ſeine Verwandtſchaft noch aufzählen. Es lebte niemand mehr davon, aber ſie waren doch alle unter den Augen der Hollbachhäuſer geweſen, lebend, ſterbend und bis in die Erde hinein. Von Jungfer Salome aber wußte man nichts, gar nichts. Sie war eines Tags angekommen, mit der Poſt von Mutwangen her; die Griesshaberin hatte ſie ausſteigen ſehen und hatte gleich geſehen, daß ſie einen kurzen Fuß habe und einmal die Pocken gehabt haben müſſe, und hatte gedacht: was will denn die in Hollbachhauſen?

Und dann hatte ſie geſehen, daß die Fremde nach dem Rathaus fragte und dort drinnen verſchwand, und hatte eine ganze halbe Stunde lang ihre Arbeit verſäumt, um zu erwarten, was nun weiter folge.

Gefolgt war, daß der Schultheiß ſelbſt mit der Fremden aus dem Rathaus herauskam und die ganze Dorfgaſſe hinauf neben ihr herging und ſelber den Schlüſſel in das Schloß des leeren Hauſes ſteckte.

„Und“, ſagte die Griesshaberin, als ſie das

Ereignis von Haus zu Haus erzählte, „da sieht man's wieder, daß es keinen guten Gang geht, wenn man einen Fremden über das Dorf setzt zum Regieren. Und gar ein Schreiberschultes. Denn warum? Kein Mensch erfährt jetzt etwas. Da ist's aufgeschrieben auf dem Rathaus, wo sie her ist, und ihre Freundschaft, und wieso der alte Tobias Schwartenmaier sie ins Testament setzt, wo man noch nie gehört hat, daß der im Land draußen herum jemand Verwandtes hat. Da steckt etwas dahinter, das lass' ich mir nicht nehmen. Und diskutiert hat er mit ihr, der Schultheiß mit der Jungfer Salome, die ganze Gasse herauf, und kein Mensch weiß, was."

Die Grieshaberin seufzte tief auf. Das war sicher, wenn sie der Hollbachhäuser Schultheiß gewesen wäre, sie oder ihr Grieshaber, das kam auf eins heraus, dann wüßte man jetzt, wo man dran wäre. Es war schwer, daß man es nicht wußte.

„Man muß dahinter kommen," sagten die Bäcker Schmiedin und die Krämer Linsenbartin zu gleicher Zeit, und das bedeutete, daß das ausgesprochene Wort in Erfüllung gehen müsse.

An ihnen sollte es auch nicht liegen, wenn es nicht in Erfüllung ginge.

Zuerst kam die Bäckerin an die Reihe. Zu ihr kam am dritten Morgen die „Neue" mit einem Körbchen am Arm. Sie trug ein glattes, ein-

faches, ſtädtiſches Kleid und eine ſaubere, blau und grau geſtreifte Schürze darüber. „So, jetzt muß ich ſehen, wo ich etwas zu eſſen herkriege,“ ſagte ſie freundlich und unbefangen, und dann machte ſie mit ruhiger Sicherheit aus, daß das Bäckermädchen jeden Morgen etwas Gewiſſes an Brot auf das Stockbrett neben der Haustür legen ſolle. „Dort liegt dann auch das Geld, unter einem irdenen Scherben,“ ſagte ſie. Die Bäckerin nahm einen Anlauf, etwas herauszubekommen. Denn ſie wußte, daß die Hollbachhäuſer Weiber von ihr verlangen konnten, daß ſie etwas wiſſe. So fragte ſie: „So, ſo, und alſo demnach bleiben Sie länger hier? Ja, ja, es iſt nicht ſchlecht in Hollbachhauſen. Sie werden aber grad weiter nichts umtreiben wollen?“

Jungfer Salome ſah ſtill vor ſich hin; ein Lächeln glitt über ihr Geſicht. „Ich will hier leben,“ ſagte ſie. „Der Umtrieb kommt dann von ſelber. Ich will ihn einmal zu mir kommen laſſen.“

Das war eigentlich etwas ſehr Unbeſtimmtes, und bis die Bäckerin ſich beſann, wo ſie neu anbohren könne, ſchellte ſchon das Glöcklein an der Ladentür und die „Neue“ ging mit einem freundlichen Gruß die Staffel hinunter. Bei der Krämerin ging es nicht viel anders. Die fragte geradezu und mit einem Zentrumsſchuß: „Ihr werdet keine Verwandtſchaft haben, daß Ihr ſo allein

in das Haus da gezogen seid?“ und machte ein mitleidiges Gesicht: „Ja, ja, wenn eins auch gar niemand hat, das ist zu bedauern.“ Darauf sah sie mit gespannter Miene in das Gesicht ihrer Kundin, um die Wirkung zu erproben. „Aber aus der bringen sieben Gäul' nichts heraus,“ sagte sie später. „Nur mit dem Kopf genickt hat sie und gesagt: ‚Ja, das wär' freilich arg, wenn kein Mensch zu einem gehörte. Doch, ich hab' schon eine Verwandtschaft, freilich.‘“

Dann ging die Grieshaberin drauf los. Die Grieshaberin war die weise Frau des Dorfes und wußte in allen Häusern Bescheid. Es war ihr unerträglich, hier nicht Bescheid zu wissen. Sie strich so oft an Jungfer Salomes Wiesenhag vorbei, bis sie diese einmal traf, wie sie gewaschene Hemden dicht neben dem Hag auf den Grasboden spreitete.

„Ihr seid keck,“ sagte die Grieshaberin. „Das Wiesenweglein herunter kommen immer Handwerksburschen, da, hinter dem Wald her; man kann nie wissen, was die mitlaufen lassen.“ Als sie das gesagt hatte, erschrak sie ein wenig über ihre eigene Rede. Denn war nicht Jungfer Salome auch „hinter dem Wald her“? Da konnte sie dann das Kraut gleich mit einem Male verschüttet haben.

Aber Jungfer Salome tat nicht, als ob sie beleidigt wäre. Sie zog das eine Hemd, das sie

eben ins Gras gelegt hatte, vollends glatt und ſagte: „Ich bin nicht ſo ängſtlich. Mir hat noch nie ein Handwerksburſch etwas genommen. Weiter innen im Garten ſteht das Gras ſo ſchön hoch und dicht; es iſt mir wie eine Sünd', es zu zertreten."

Da zog die Griesshaberin die Augenbrauen in die Höhe, wie ſie tat, wenn ſie ein Neugeborenes in den Händen hielt und nicht wußte, ob es dem Vater oder der Mutter gleiche, und ſagte: „Ihr werdet das Gras verkaufen wollen, daß Ihr ſo ſchonhaft damit umgehet. Viel zahlen wird aber niemand gern. Was die rechten Hollbachhäuſer ſind, die haben ſelber genug Gras, und was ſo ein paar Hereingeſchmeckte ſind, Maurer und Zimmerleut', die über Feld ins Taglohn gehen, die ſuchen ſich das bißle für ihre Gaißen an den Rainen zuſammen. Da könnet Ihr ruhig drin herumtreten. So gar nötig werdet Ihr's auch nicht haben."

Das war der Trumpf, den die Griesshaberin ausſpielte. Denn ſie wollte vor allem wiſſen, ob die Jungfer Salome etwas beſitze und alſo unter die „rechten" Leute zu zählen ſei, oder nicht. Darum ſah ſie nun erwartungsvoll auf. „Es iſt mir nicht ums Geld," ſagte Jungfer Salome, „es iſt mir ums Gras. Das wächſt doch nicht auf, daß man's zertritt. Ein jedes Hälmlein iſt etwas Lebendiges. Wenn es reif iſt, dann gehört es

abgemäht. Man wird dann schon sehen, wer es bekommt. Aber vorher —“ sie sah die Grieshaberin freundlich an, daß diese ganz verlegen wurde, „vorher, da muß man's schonen.“ Sie lehnte ihren Waschkorb, der nun leer war, aufrecht an die Hecke zum Austrocknen und sagte: „Ihr werdet weiter müssen, und ich auch. Ich muß ins Haus, ich habe Besuch drin.“ Und damit ging sie, vorsichtig in ihre vorigen Fußstapfen tretend, der Hecke entlang zurück und verschwand im Haus. Das Hinterpförtchen knarrte und fiel wieder zu, und noch immer stand die Grieshaberin und machte ein verdutztes Gesicht.

Besuch? Es war in Hollbachhausen nicht Mode, daß jemand Besuch bekam, von dem man nichts wußte in der Nachbarschaft. Und überhaupt, wen hatte die Jungfer Salome? Wer konnte zu ihr kommen? Es kam ein Rätsel zum andern. Wenn die Grieshaberin hätte durch die Wände sehen können, so hätte sie's gern getan. Aber das konnte sie nicht. So trat sie denn den Rückzug an. Er fiel ihr sauer.

Als Jungfer Salome in ihre große, freundliche Stube kam (sie lag zu ebener Erde, und die Fenster gingen auf ein kleines Blumengärtlein), da saß ihr Besuch, ganz wie sie ihn verlassen hatte, auf einem ausgebreiteten leeren Sack am Boden und spielte ernsthaft vor sich hin mit Wäschklammern. Er hatte ein rundes, blondes

Köpflein und runde, rote Bäckchen, und als er die Augen aufhob, da überſonnten ſie das ganze Geſichtlein.

Sie waren blau und groß, und als Jungfer Salome zu ihm hinging und ſich zu ihm herabbeugte, da ſah ſie ſich ſelbſt darin, wie in einem Spiegel. Sie ſah eine ganze Weile hinein, ernſthaft und nachdenklich. Es iſt ſo eine Sache, ſich in blauen Kinderaugen zu ſpiegeln, und Jungfer Salome hatte nicht oft Gelegenheit dazu.

„Ja, ja," ſagte ſie, „da ſitzt es nun und ſpielt. Es hat nicht ins Leben herein zu kommen begehrt. Es kann nichts dafür, daß ſeine Mutter hat ſterben müſſen an ihm. Jetzt wächſt es daher und wird ein Menſch. Du, Büblein, wenn dich dein Vater hergäbe und ich behielt dich? Wär ich dann deine Mutter? Gelt, nein, das wär ich doch nicht. Da, in den Augen, da hat ſich ſchon eine andere Frau geſpiegelt. Weißt, Büblein, ich bin eine von denen, denen gar nichts zu eigen gehört, gar nichts. So ganz und recht. Nein, du mußt nicht weinen. Siehſt du, ich habe mich ſchon lang' drein geſchickt, ſchon lang; das kommt nur allemal wieder ſo herauf."

Denn das Kind hatte auf einmal erſchreckt ſeine Augen von denen der fremden Frau losgemacht und das Geſichtlein zum Weinen verzogen.

Da nahm ſie es auf den Arm und trug es ans Fenſter. Dort ſtand ein Buſch Goldlack in

einem irdenen Topf. „Guck, Haziblumelen," ſagte ſie zu dem Kind. Das griff mit den Händlein nach den Blüten und lachte wieder.

Es war keines von den Kindern, deren Eintritt ins Leben unter den Augen und Händen der Grieshaberin vor ſich gegangen war. Es gehörte in keins von den hundertſechsundzwanzig ordentlichen Heimweſen von Hollbachhauſen, ſondern es gehörte in den ſogenannten grauen Winkel oben am Berg, zwiſchen Hollbachhauſen und Bernſtadt. Dort ſtand von alters her, wenigſtens wußten es die älteſten Leute nicht anders, ein Gebäude, „dem man es", wie der Hafnermeiſter Nonnenkopf ſagte, „auch nicht anſah, was es die rechten Leute ſchon für Scherererei gekoſtet hatte". Es war ein langgeſtrecktes, graues Haus, an dem das meiſte Dach war; ein hohes, ſpitzes, bemooſtes, tief herabreichendes Dach. Das andere war „nicht der Rede wert". Eine niedrige Tür an der Südwand, die nach Hollbachhauſen zu ſah, eine ebenſo niedrige nach Oſten. Wer unter ſie trat, der konnte ſeine Augen in dem Wäldergrün ausruhen laſſen, das gleich über dem Schuttacker drüben, der an das Haus anſtieß, ſeine hellen und dunklen Wellen ausbreitete. Fenſter hatte das Haus nur an der Langwand, Hollbachhauſen zu, ſchmale, niedrige, trübe Fenſter. Sie ſahen ſo glanzlos und ſtumpf auf die Straße heraus, wie ein Menſch, dem der Tag nichts zu bringen hat,

als Sorge und Mühe, und der es aufgegeben hat, nach irgend einer Freude auszuschauen. Ein großer Holunder hatte das Haus liebend und tröstlich in den Arm genommen, aber ringsherum wuchsen üppige Brennesselstauden und einige Stechäpfel.

In dem Haus, das man den grauen Winkel hieß, wohnten je und je Leute, die die Hollbachhäuser nicht zu den „rechten Leuten" zählen konnten, da sie ohne Besitz und angestammte Seßhaftigkeit über die Erde dahingingen: Maurer und Tüncher, die den Sommer über in der Gegend arbeiteten und von denen man nicht wußte, wo sie im Winter ihren Unterschlupf hatten, Italiener, die am Bau der Zuckerfabrik drunten im Tal arbeiteten, ein paarmal auch herabgekommene Hollbachhäuser, die ihr Haus an den Juden verloren hatten. Doch kam letzteres selten vor, denn die Hollbachhäuser waren alles in allem schaffige und zusammenhältliche Leute.

Zu diesem Haus nun war heut in der Morgenstunde Jungfer Salome hinaufgestiegen; nicht des Hauses wegen, sondern weil sie gern einmal von der Höhe aus in das grüne, stille Tal jenseits des Kammes hinuntersehen wollte. Sie hatte aber alle ihre Tage dem Leben gelobt, und das Leben wußte sie zu finden, wo sie hinging.

Als sie mit stillen Gedanken an dem grauen Winkel vorbeiging und die trüben Fenster sah

und die Brenneſſelwildnis, und ihr Herz anfing zu fragen, was doch für Menſchen dahinter wohnen möchten und wie es ihnen zumute ſei, da ſchlug ein Kinderweinen an ihr Ohr. Ein Kinderweinen aber hätte Jungfer Salome aus jeglicher Ruhe und jeglichem Behagen herausgeholt und auf die Suche getrieben. Das gehörte zum allerlebendigſten, das es gab. Sehen konnte ſie nichts, es war nichts Lebendiges mit den Augen wahrzunehmen. Da ging ſie um das Haus herum und mußte nur einmal ſtehen bleiben, um eine Wegwarte anzuſehen, die in der Wucherwildnis ſtand, ſtill und fröhlich, als ginge ſie all der Schutt und das Unkraut rings umher nichts an, und hatte alle ihre blauen Augen aufgemacht, damit ſie nach der Sonne ſähen; die kam eben groß und golden hinter dem Wald herauf.

Jungfer Salome mußte ſich einmal herunterbeugen, wie man ſich zu einem Kinde beugt. „Du lebſt auch von der Sonne," ſagte ſie, „ich auch. Das andere, gelt, das darf uns nicht anfechten." Aber die Wegwarte ſah weiterhin ſtill nach der Sonne; da ging Jungfer Salome den Tönen nach, die ſie riefen. Und als ſie um die Ecke kam, da ſaß ein kleines Bübchen im bloßen, kurzen Hemdlein an der Erde, das ſchluchzte erbärmlich und war vors Haus heraus auf Händen und Füßen gerutſcht und hatte in die Neſſeln gegriffen. Nun beſah es ſeine Händlein, die

waren bös zugerichtet. Innen im Haus hörte Jungfer Salome ſchlurfende Schritte, Geräuſche von irgend einer Küchenhantierung, dann ein Türöffnen. Ein Weib ſtand unter der Haustür. So um die vierzig herum. Starkknochig, mager, unter dem gelbroten Kopftuch hingen ſchwarze, zauſige Haarzotteln hervor, unter dem Haar eins von den Geſichtern, die man entweder fürchten oder bemitleiden muß. Das Leben hatte eine harte und herbe Schrift darauf geſchrieben. Wer ſie recht leſen konnte, mußte viel Liebe haben.

„Du Schreier," ſagte das Weib, „du böſer Bub. Auf, herein!" Sie trug einen Korb am Arm und war zum Fortgehen gerüſtet. Da fielen ihre Augen auf Jungfer Salome, die noch ein wenig abſeits ſtand. Es ſei ein raſcher und unruhiger Flackerblick geweſen, der ihr Geſicht geſtreift habe, dachte dieſe nachher. „Zu wem wollt Ihr?" fragte das Weib. „Es iſt niemand da, als ich, und ich geh' jetzt nach Bernſtadt hinunter, ich hab' das Schulhausputzen gekriegt. Zum Herumſchnüffeln laß ich niemand ins Haus hinein." „Ich will auch nicht ins Haus hinein," ſagte Jungfer Salome. „Ich habe nur das Kind weinen gehört und bin ihm nachgegangen." Sie ſah fragend auf das Weib und auf das Kind. Es konnte nicht die Mutter ſein, es war kein einziger Zug in dem herben Geſicht, der davon geſagt hätte.

„Da habt Ihr auch was Rechts, wenn Ihr dem nachgeht.“ Das Weib lachte; es war ein hartes Lachen. „Ihr wißt doch da drunten so gut, wie es bei uns da oben iſt; nimmt mich wunder, daß eins da heraufkommt. Der Bub gehört dem Schlumprecht; der ſitzt auf drei Tage im Arreſt. Heut' iſt der erſte davon. Was? Seine Mutter? Des Buben ſeine?“

Es war, wie wenn ein weicherer Zug über das Geſicht der Agathe Kümmerlein ginge, die man in Hollbachhauſen und rings herum als ein böſes Weib kannte, und über die ſowohl die Grieshaberin als all die andern Weiber ein ausführliches und fertiges Urteil hätten abgeben können. Jungfer Salome wußte von dieſem Urteil nichts; ſie ſah nur, daß das Weib einen Augenblick wie mitleidig auf das Kind hinſah.

„Die iſt tot. Wenn's um eine ſchad iſt, iſt's um die. Hat an dem Buben da ſterben müſſen. Fünf Tag' hat ſie noch gelebt, als er da war. Hätt' ſie ihn mitgenommen, 's wär beſſer.“

„Und jetzt wollt Ihr das Kind allein dalaſſen?“ Jungfer Salome beugte ſich zu dem Bürſchlein herunter, das mit großen Augen nach der fremden Frau ſah.

„Ja. Meint Ihr, ich könn' privatiſieren? Der Bub geht mich nichts an. Der Schlumprecht erſt recht nicht. In dem Haus drin paſſiert ihm nichts. Sollen ihn von der Gemeind' verſorgen.

Aber der Vater, der gibt ihn nicht her, um keine Welt.“

Und dann nahm sie das Bübchen auf den Arm und trug es ins Haus. „So, so,“ hörte Jungfer Salome sie dort drinnen sagen, „nicht heulen. Sei still. Guck, da ist Brot; da nagst du dran. Und da, mit den Holzscheitlein kannst du spielen. Komm, dein Röcklein; da, und jetzt geh' ich.“ Das waren ganz andere Töne als vordem. Und Jungfer Salome wußte nun, daß die Agathe Kümmerlein ein Herz habe und daß es nur ein bißchen tief vergraben sei und von Brennesseln umgeben, wie der graue Winkel.

„Gebt mir das Kind mit, ich will es hüten,“ sagte sie, als das Weib wieder herauskam. Von drinnen heraus kam das klägliche Stimmlein des kleinen Buben.

„Ihr könnt's heut' abend wieder holen, wenn Ihr wollt. Ich habe Zeit und Platz für so ein Kind.“

„Ich hol's nicht,“ sagte die Agathe Kümmerlein mürrisch. „Mich geht's nichts an. Aber ich will nichts davon, wenn Euch der Schlumprecht die Haustür hineinschlägt. Er hängt an dem Buben, es ist nicht zu sagen. Er meint', ich sitz' daheim hin und hüt' ihn.“

Da machten sie miteinander aus, daß Jungfer Salome das Wegwartlein mit sich heimnehme und behalte, bis es der Vater wieder hole; und

ſie trug es in ihren Armen den Berg hinunter und hatte nun freilich das grüne Waldtal, nachdem es ihre Augen verlangt hatte, nicht geſehen. Und auf der anderen Seite, nach Bernſtadt hinunter, ging die Bewohnerin des grauen Winkels, und ſchüttelte den Kopf. „Die iſt auch noch nicht lang' in Hollbachhauſen," ſagte ſie. „Sonſt hätt' ſie ſich beſonnen." Denn Jungfer Salome hatte ihr ganz zutraulich die Hand gegeben und geſagt: „Wenn Ihr gern heut abend oder morgen kommet und nach dem Kinde ſehet, ſo freut's mich. Mein Haus iſt das letzte, es ſteht allein, dort draußen nach dem Wald zu. So ein Kind fehlt einem, wenn man's beim Heimkommen gewöhnt iſt."

Das war ja wahr. Sie hing ja an dem kleinen Buben. Und ſie wäre in der Mittagspauſe von Bernſtadt heraufgekommen und hätte ihm einen Brei gekocht. Aber wie konnte das die Fremde wiſſen?

Und wie konnte ſie ſich mit den Bewohnern des grauen Winkels einlaſſen? Und gar ſpeziell mit der Agathe Kümmerlein? Das war in Hollbachhauſen nicht Mode.

Das alles konnte nur ſein, weil ſie noch nicht auf dem laufenden war. „Und dann, wenn ſie da iſt," ſchloß ſie ihre Betrachtung, und gab einer blühenden Diſtel, die am Wege wuchs, einen Stoß mit dem Armkorb, daß die rote Blüte weit hinausflog, „dann wird ſie grad ſein, wie die

andern auch. Soll mich einer die Leut' kennen lernen. Die sind alle gleich."

Also das hatte es auf sich mit dem Besuch, um den Jungfer Salome die Grieshaberin im Wiesenhag stehen ließ. Er konnte ja freilich nicht verborgen bleiben. Das war auch nicht nötig. Jungfer Salome hatte nichts zu verbergen. Sie ging am zweiten Tag mit dem Kinde in das Gärtlein vor dem Haus, ließ es auf dem sandigen Boden herumkrabbeln und setzte sich auf die Bank unter der Vogelesche mit einer Näharbeit. Sie machte ein Kinderröcklein aus einem alten Umschlagtuch von sich und summte dazu vor sich hin. Als die Sonne hinunterwollte und es Zeit war, ins Haus zu gehen, fiel ein Schatten über den Weg zwischen den Rabatten. Jungfer Salome kniete eben am Boden und putzte dem Kind die sandigen Händlein ab. Es lachte ihr hell ins Gesicht. Als sie aufsah, stand die Agathe Kümmerlein vor ihr und machte ihr allerfinsterstes Gesicht. Wie ein roter Zornblitz schoß es aus ihren Augen.

„Den Buben will ich holen," sagte sie. „Der graue Winkel ist seither auch ohne die Hollbachhäuser fertig geworden; man braucht euch nicht."

Die Wahrheit war, daß sie es beim Heimkommen nicht ausgehalten hatte, wie das Haus so still und leer war und daß sie ihr hungriges Herz den Berg heruntergezogen hatte, nach dem

Kind und nach einem freundlichen Wort. Nun mußte sie sehen, wie die zwei einander anlachten. Da schlug die Eifersucht wie eine helle Lohe über ihr armes Wesen hin.

„Ich bin ja gar keine Hollbachhäuserin," sagte Jungfer Salome freundlich. „Da, kommt, Ihr könnet das Kind ins Haus tragen. Wir trinken einen Kaffee miteinander. Seht, es kennt Euch; man sieht's, Ihr seid gut mit ihm gewesen."

Die Agathe wehrte sich in ihrem Innern. Die Menschen waren hart gegen sie gewesen und hatten eine reinliche Scheidung zwischen sich und ihr gemacht, seit — ach, seit ihr heißes und dunkles Herz einst ihre unbehütete Jugend auf Pfade geführt hatte, von denen man nicht mehr heimkommt, wie man auszieht. Und es stand fest bei ihr: die da ist nur freundlich, weil sie mich nicht kennt. Auf will ich und fort mit dem Buben. Und doch ging sie mit ins Haus hinein, und doch saß sie an dem großen, alten Eichentisch nieder, neben sich das Kind, gegenüber das milde, helle, tröstliche Frauengesicht unter dem grauen Haar. Es roch so wärmelich nach Kaffee, es wehte ein leiser, süßer Duft, von Reseda und Gelbveigelein durch das halboffene Fenster herein, und es war ein Stück Heimat in dieser Stube, aber das arme Weib wußte nicht, woran es lag.

Sie saß und aß, und schluckte mühsam, und sagte nach einer Weile: „Ich muß gehen. Fragt

die Grieshaberin und die andern Weiber, ob man so eine wie mich an seinem Tisch sitzen läßt. Ihr wißt auch noch lang' nicht alles, was ich schon durchgemacht hab'. Ich gehör' nicht zu Euch und Ihr nicht zu mir. Fertig." Da lag eine Hand auf ihrem Arm.

„Wir gehören alle zueinander. Meint Ihr, ich habe nichts durchgemacht? Es hat ein jedes seine eigene Last, mit dem Leben und mit seinem Herzen. Wir wissen's alle nicht so recht voneinander. Nur Gott weiß es recht. Die Menschen können einander nur lieb haben."

Da fiel die Hand, rasch heruntergestoßen, von Agathens Arm. Das Weib stand auf und schob sich mit fahrigen, unruhigen Bewegungen das Haar aus dem Gesicht unter das Kopftuch. „Seid still," sagte sie, „so Sach kann ich nicht hören. Also morgen holt der Schlumprecht den Buben, kann sein, übermorgen." Dann ging sie; wie gejagt. Als ob der graue Winkel brenne und sie ihn löschen müsse, so sehr eilte sie aus dem Bereich dieser suchenden, glaubenden, tröstenwollenden Augen.

„Sie kommt wohl wieder," sagte Salome zu sich selbst und sah ihr nach, bis sie hinter den Obstgärten des Nachbargartens verschwunden war.

Am übernächsten Tag kam der Schlumprecht. Er ging zuerst um das Haus herum, als ob er es neu verkalken müsse und sich die Schäden zuerst

beſähe. Jungfer Salome ſaß am Fenſter und ſah ihn kommen und nahm das Kind, das in ſeinem ſauberen neuen Röckchen am Boden ſpielte, auf den Arm. „Du,“ ſagte ſie, „du Kind. Ich muß dich dieſem Mann mitgeben. Dem gehörſt du, mir nicht. So iſt mir's immer gegangen, mit allem. Ich bin eine Lückenbüßerin, das bin ich. Das hat Gott über mein Leben geſprochen.“

Das Kind patſchte ihr mit den Händlein ins Geſicht und ſagte ſeine paar kindlichen Laute dazu. Da klopfte es. Ein Mann trat auf die Schwelle. Der kam dem Kind bekannt vor. Den hatte es ſchon geſehen. Es hatte ſein Köpflein ſchon in dieſen roten Bart hineingewühlt, und es war ſeit undenklichen Zeiten immer des Abends auf dieſen Armen eingeſchlafen. Das Kind war ſchon dreizehn Monate alt, und es gab keine Zeit, in der dieſer Mann nicht täglich zu ihm gekommen wäre, ausgenommen die letzten Tage. Vielleicht wußte es das alles nicht ſo genau, das kann man nicht wiſſen; aber es tat einen lauten, hellen Aufſchrei und fuhr in den haltenden Armen jach herum, nach der Tür zu.

Da ging eine ſtarke Bewegung über das gedrückte, verlegene Männergeſicht. Es verzog ſich wunderlich, man wußte nicht, war es zu Leid oder Freude. Es war wohl beides.

„Er kennt mich,“ ſagte der Mann, eh' er etwas anderes ſagte. „Er will zu mir. Ja, Wil-

helmle, wo biſt denn?“ Und er ging auf die fremde Frau zu, die das Kind hielt, und tat ſeine Arme auseinander. Da legte ſie ihm das Bübchen hinein. —

Nein, er ſchlug ihr nicht die Haustüre hinein, wie Agathe Kümmerlein prophezeit hatte. Er ſah ſie an und dachte, ſie habe etwas von ſeiner Mutter (obgleich ſeine Mutter eine derbe, breite Geſchirrhändlerin droben auf der rauhen Alb geweſen war, braun und hart von Wind und Wetter) und etwas von ſeinem Weib, obgleich ſein Weib noch ſo jung geweſen war, rund, voll, weich und blond. Es mußte um die Augen herum liegen oder in den Augen drin. Da ſchmolz ihm hin, was er im künſtlichen Zorn hatte ſagen wollen. Dieſe Frau hier wollte ihn nicht herunterdrücken und nicht verurteilen.

„Es wird eine Fromme ſein, ſie wird mich bekehren wollen,“ hatte er zu ſeiner Hausgenoſſin droben im grauen Winkel geſagt, als ſie den Kopf aus ihrer Stube ſtreckte und ihm erzählte, was vorgegangen ſei. „Aber ich laſſ' mir nichts gefallen, das ſag' ich ihr gleich.“

Da ſtand er nun und hatte ſein Kind auf dem Arm, und Jungfer Salome ſagte freundlich: „Es ſieht gewiß ſeiner Mutter gleich. Das iſt arg, wenn ſo ein Kind ohne Mutter aufwachſen muß. Sie müſſen's nicht übel nehmen, daß ich's

ſo ein bißchen gehütet habe. Ich kam ſo zufällig dazu, als es in die Neſſeln gegriffen hatte und weinte.“

Das war alles ſo anders, als er meinte und als er's gewöhnt war. Da war nichts zu wehren und zu verteidigen, es geſchah gar kein Angriff. Es geſchah nur eine freundliche Einladung zum Niederſitzen.

Aber nun wollte es gerade heraus, das, was der Mann als ſchweren Braſt unter ſeinem Kittel auf der Bruſt trug. Es war, wie bei dem Wanderer, dem der Wind den Mantel nicht entreißen konnte, dem aber die Sonne zu warm machte. „Sie brauchen auch nicht gleich das Allerärgſte zu meinen,“ ſagte er verlegen und ſpielte mit dem Haar ſeines Kindes. „Ich bin ſonſt nicht ſo von den Argſten. Wir haben halt ein durſtiges Handwerk. Und keine Verſorgung daheim. Streit hat's gegeben. Da hat ſich's gleich; mit einem Bierkrug ein Loch in den Kopf. Ich hätte gezahlt, wegen dem Kind, das braucht mich doch. Aber ſitzen hab' ich müſſen. Und die Unruh, Frau, die Unruh. Wie triffſt du ihn, wenn du heimkommſt? Den Buben, mein' ich.“ Er ließ den Kopf ſinken. „Es iſt ein Leid. Ich könnt' das Kind hergeben, irgendwo in eine Koſt; aber ich hab' ſonſt nichts. Ich muß es ſelber haben, ich bin ſonſt ganz allein. Und wenn ich ſonſt an mein Weib denk'; wenn ſie wüßt', daß ich das Kind

hergeb'. Es wird aber zu groß zum Alleindaheimlaſſen, das iſt's."

Das Kind kroch mit dem Kopf in ſeines Vaters Kittel hinein; es machte ſich keine Sorgen, wer es wohl in Zukunft hüten werde. Das konnten die großen Leute miteinander ausmachen. Das taten ſie auch. Es war ſehr einfach. Es iſt nichts ſo Übles für die Welt, daß es auch willige Lückenbüßer gibt.

„Alſo ſo machen wir's," ſagte Jungfer Salome noch unter der Haustür zu dem Mann (einige Schulkinder ſpielten grad' daneben und von ihnen erfuhren es die Hollbachhäuſer). „Alſo ſo machen wir's. Sie bringen mir das Kind morgens herunter, ſo oft niemand daheim iſt, der es hüten kann. Und am Abend holt es eins. Sie oder die Agathe Kümmerlein. Dann haben wir alle einen Teil an ihm."

„Und ich an euch," dachte Jungfer Salome noch, als der Mann mit aufgehelltem Geſicht und „ſchiergar ſtolz", wie die Leute meinten, mit ſeiner koſtbaren Laſt die Dorfgaſſe hinunter ſchritt. Es war ihr warm ums Herz. Sie ſtand und hielt die Hand über die Augen und ſah ihm nach, ſo lang' ſie konnte. Als ſie ſich umſah, kam eben die Griesbaberin auf ſie zu. „Der braucht auch nicht ſo den Kopf zu heben," ſagte ſie und winkte mit dem Kopf hinter dem Maurer drein. „Wißt Ihr, wo der herkommt? Ich ſag', es iſt Chriſten-

pflicht, der Jungfer Salome zu ſagen, was hier herum rechte Leut' ſind und was nicht. Sonſt verbrennt ſie ſich noch die Händ'. Es wachſen nicht umſonſt Brenneſſel um den grauen Winkel herum. Von ſo Leuten ſoll man die Händ' weglaſſen."

Die Grieshaberin kam eine Weile ſpäter verdutzt bei einer Wöchnerin an, die ſie für die Nacht zu verſorgen hatte, und war ſo auffallend ſtill, daß die Wöchnerin fragte: „Es iſt doch nichts Ungutes paſſiert, Grieshaberin?" obgleich ſie eigentlich wiſſen konnte, daß ſie das Ungute wohl vor allem andern erfahren hätte. Sie bekam keine Antwort. Jungfer Salome hatte nur geſagt: „Ihr ſeid doch am Sonntag auch in der Chriſtenlehr' geweſen? Ich mein', ich hab' Euch geſehen. Nicht wahr, der Herr Pfarrverweſer hat's den jungen Leuten nett geſagt, das vom ‚göttlichen Geſchlecht', und daß gewiß in allen ein lebendiger Funke ſei, den man ſuchen und anblaſen müſſe? Es iſt ein lieber junger Mann, der Herr Pfarrverweſer."

Und als die Grieshaberin nicht recht wußte, was ſie mit dieſer Antwort anfangen ſollte, ſagte die Jungfer Salome und ſah dabei aus, als ob ſie das Nachtmahl nähme in der Kirche: „Ihr habt auch ein heiliges und ſchönes Amt, Grieshaberin, ich denk's oft. So kleinen Menſchenkindlein ins Leben herein helfen. Da muß eins ja ganz beſonders aufmerken, daß es nur Gutes

denkt und ſagt und daß es im Herzen fromm iſt; das geht Euch gewiß auch ſo.“ Die Grieshaberin machte, daß ſie weiterkam.

So viel war ſicher, die Jungfer Salome war eine Beſondere, ſie ſchlüpfte einem nur ſo hinaus. Davon hatte ja die Grieshaberin gar nicht reden wollen. Es ging ihr aber doch nach. Ein ſchönes und heiliges Amt? Ei ja, ſo hatte ſie es ſelber noch nicht angeſehen.

* * *

Und die Zeit ging herum, und die Hollbachhäuſer wußten immer noch nichts von Jungfer Salomes Herkommen und Verwandtſchaft. Nicht als ob dieſe irgend eine Mauer um ſich her errichtet hätte, im Gegenteil. Sie ließ an ſich herankommen, was das Leben brachte. Das brachte täglich Neues. Sie hatte innen in ihrer Schlafkammer, die außer ihr niemand je betrat, einen Spiegel hängen, in dem ſah ſie, wer zu ihr gehörte und wer nicht. Da ſah ſie am Morgen hinein, und kam dann mit hellen Augen wieder heraus und ſah über den Weg: ob da jemand ſei, der zu ihr wolle. Von dem Spiegel ſahen die Hollbachhäuſer nichts, ſie ſahen nur, was ſich außen herum begab. —

Es begab ſich mancherlei.

Es begab ſich, daß die Kinder merkten, wie erſtaunlich jung ſie ſei. Sie war faſt etwas wie

ihresgleichen, trotz der grauen Haare und des kurzen Fußes und der Pockennarben. Das waren alles Dinge, die ganz und gar nichts mit ihr selbst zu schaffen hatten. Sie selbst war so jung wie ein junges Kind. Das sah man an ihren Augen.

Einmal, da kniete sie an ihrer Blumenrabatte und setzte junge Pflänzchen ein: Aurikeln und Verbenen und Tausendschönchen. Und sie nahm jedes von ihnen so weich und sorglich in die Hand und machte ihm sein Bettlein und drückte die Erde rings umher: so, jetzt wachset und gedeihet! Und die Sonne sah ihr zu. Und als sie die Augen aufhob, da standen ein paar Nachbarskinder am Zaun und drückten sich die Näschen platt vor lauter Hereinsehenwollen. Da stand sie auf und holte auch diese Pflänzlein herein. Und es begab sich, daß Jungfer Salome den Wilhelmle, der am Bänklein spielte, auf den Arm nahm und die andern um sich herum stellte und ihnen vom Wolf und den sieben Gaißlein erzählte. Als sie da mitten drin war, da fragte, über den Zaun gelehnt, der Herr Pfarrverweser, den Jungfer Salome „einen lieben jungen Mann" genannt hatte: „Darf man da auch ein bißchen zuhören?" Und als sie ihm lächelnd das Pförtchen aufmachte, da setzte er sich neben sie auf das Bänklein und hörte zu, und es war ihm, als ob er zwanzig Jahre zurück neben seiner lieben Mutter sitze und sie streiche ihm über das Haar und

ſage: „Weißt du, Hans, die Gaißlein hätten aber ihrer Mutter Stimme doch beſſer kennen ſollen.“

Die Mutter aber war ſchon lange geſtorben, droben in dem Schwarzwalddörflein, und ihr Sohn hätte hier niemand vermutet, der in ihre Lücke getreten wäre, niemand, bis er ſah, daß Jungfer Salome die Gabe beſaß, anderer Leute Kinder an ihr Herz zu nehmen. Und als er zaghaft und ſchüchtern anpochte, da ward ihm aufgetan, als ob hier ſchon lang' eine Heimat auf ihn warte. Sie hatten aber beide eine ſtille und tiefe Liebe zu allem Geſchaffenen, der junge Mann und die alte Jungfrau. So verſchieden ihr Weg und ihre Bildung war, was man ſo Bildung heißt, ſie ſuchten und fanden beide ihres Vaters Kleid, Hand und Wohnung in allem Lebendigen. Und es war alles lebendig. Da blieb es denn nicht bei dem erſten Beſuch auf dem Bänklein. Und auch nicht bei der Gaißleingeſchichte. Ja, die Hollbachhäuſer wußten freilich nicht, was der Herr Pfarrverweſer in dem letzten Haus dort draußen ſuchte, und auch nicht, daß er fand, was er ſuchte. Wenn er hätte Auskunft über die Gemeindeglieder wollen, ſo hätte er beſſere Gelegenheit finden können. Er wollte aber nur Auskunft über ſich ſelbſt. Er brauchte nur ein paar Augen, vor denen er ſeinen Lebenstag ausbreiten konnte und die verſtehend in ſein herzliches Wollen und in ſein oft ſchüchternes, zaghaftes Tun hineinſahen.

Einmal, das war im Spätherbſt und der Wind verſuchte wieder einmal, das Haus von der Stelle zu blaſen, kam er eines Abends bei ſeiner alten Freundin an und ſaß ihr eine Weile ſchweigend gegenüber an dem alten Eichentiſch, und ſie ſchwieg herzlich und mit aufgeſchloſſenem Sinn mit ihm, denn ſie wußte wohl, daß nun etwas von unten herauffſteige, das zu einer Mutter wolle.

Dann fing der junge Mann an, zu erzählen, daß er bei den Krankenbeſuchen ſo oft nichts zu reden wiſſe, weil ihm die Schmerzen und Leiden der anderen, die er noch nicht ſo ſelbſt erlebt habe, den Mund verſchließen, ſo daß er dann vor ihnen verſtumme.

Jungfer Salome hörte ihm ſtill und ermutigend zu, da fuhr er fort: „Da habe ich nun heut' die Traubin beſucht, die alte Wäſcherin am Hinkelseck, die an Gicht leidet und ſeit ein paar Tagen ganz im Bett liegt. Und ſie zeigte mir ihre Hände, die ſchmerzhaft verkrümmt und geſchwollen ſind, und drehte ſich ſtöhnend im Bett um und ſagte: ‚So geht's einem, wenn man ſeiner Lebtag geſchafft hat und ſich geſchunden für andere. Da liegt man und gehört zum alten Eiſen, und die Jungen machen weiter, als ob nichts geſchehen ſei von unſereinem.' Und ich ſaß da und wußte nichts zu ſagen. Denn alles, was mir Tröſtliches einfallen wollte, das kam mir vor,

wie etwas Auswendiggelerntes. Es war ja wahr, ſie lag da ſo verlaſſen, ſie ſtöhnte nicht umſonſt. Und in meiner Not ſagte ich: ‚Der Wind fegt aber arg um Ihr Häuslein, Traubin; den ſpüren Sie wohl auch beſonders in den Gliedern.‘ Da hob ſie den Kopf ein wenig und ſagte: ‚Dort im Eck hinter dem Kaſten ſtehen meine Vorfenſter. Ich hab' ſie noch geputzt, aber zum Einhängen hat meine Kraft nicht mehr gelangt. Jetzt bläſt der Wind zu den Fenſterritzen herein und mir in die Knochen, und das paßt alles zuſammen.‘

Und nun war ich froh, daß ich etwas zu tun fand, ſtatt des Worts, das mir verſagt war, und zog den Rock aus und hängte der Alten die Vorfenſter ein, zwei nach der Kaffeegaſſe zu und eins, ein Guckfenſter, nach dem Hinkelseck. Und als ich mich umſah und ganz erlöſt war, da ſagte die Traubin: ‚Ach, Herr Pfarrverweſer, wenn das jetzt die Schuſterin grad gegenüber ſieht und der Weber Jedele. Was müſſen die denken, daß ich das leid'. Und auch noch in Hemdsärmeln, ein geiſtlicher Herr.‘

Aber ich war ſo froh und hatte alle Scheu vergeſſen und ſetzte mich noch einmal und ſagte: ‚Dann ſehen die eben, daß die Geſunden für die Kranken da ſind und die Jungen für die Alten, und daß die Kinder eines Vaters einander ihre Hände und Füße und ihr Herz geben ſollen.‘

Aber dann machte ich, daß ich fort kam, denn

eben kratzte draußen jemand die Schuhe ab, und das war eine Nachbarin, die der Wunderfitz stach, und ich wollte sie nicht mehr miterleben.

Sie band sich aber erst die Schürze um, als sie mir auf der Hausstaffel begegnete, und hatte einen kurzen Atem, so eilig hatte sie's gehabt, und sagte schnappend: ‚Ach, da komm' ich jetzt grad' zu spät. Das ist schad'. Man hört doch auch gern ein gutes Wort mit an, wenn man's gerade in der Nähe hat. Der Herr Pfarrverweser haben der Traubin gewiß recht auferbaulich zugesprochen.'

Ich wußte nichts darauf zu sagen als: ‚Das wird die Nachbarin freuen, wenn Ihr Euch ein wenig um sie annehmet. Sie hat auch ihre Kraft für andere verbraucht.'"

Jungfer Salome saß lächelnd da, und ein warmer Schein ging aus ihren Augen, als der junge Mann nun suchend nach ihr hinsah und sagte: „Ich weiß nicht, ob ich je in meinem Leben ein rechter Pfarrer werde, wie ihn die Leute suchen und brauchen. Mein Vorgänger konnte über Geduld und Glauben und Wartenkönnen und alle diese edlen Gaben reden, wie ein Buch, und vielleicht hatte er das alles auch wirklich zu geben. Ich aber verstumme vor dem Menschenelend und finde oft kein armes Wort. So wissen dann die Leute nicht, wie mir's ums Herz ist, und wenn ich endlich etwas finde, so ist

es das Wort eines Mitleidenden und nicht eines Hilfebringers.“

Da nahm sie ein kleines Buch aus der Tischlade und schlug es auf und las statt der Antwort: „Wahrlich, man wird am jüngsten Tag nicht fragen, wie wohl wir beredt gewesen seien, sondern wie gottesfürchtig wir gewesen seien. Wollte Gott, es hätte alles Leben mit ihrer Kunst übereingestimmt, so hätten sie wohl studiert und geredet. Der ist recht groß, der große Liebe hat.“

Und die Zeit verging, und Jungfer Salomes Haar wurde noch silberiger, als es bei ihrem Einzug in Hollbachhausen gewesen war. Sie war jetzt fünfzigjährig, das wußte man, und wußte, daß sie ihre eigene Art hatte, die so für sich hinging und sich vor dem Hollbachhauser Brauch in manchem unterschied. Man wußte, daß sie das Gras von ihrem Wiesenstück hinter dem Haus an ein paar arme Gaißenbesitzer im Unterdorf verschenkte, und wußte dagegen nicht, wie sie es angriff, immer „solche Leute“ aufzustöbern. Man wußte, daß sie unter den Bewohnern des „grauen Winkels“ und unter ihren Verhältnissen, so wechselnd und mannigfaltig sie waren, besseren Bescheid wußte, als die Grieshaberin; das wollte viel heißen. Und man wußte, daß der Herr Pfarrverweser, der nun richtig Pfarrer im Ort geworden war, ihr vor allen Honoratioren des Fleckens seine schöne junge Braut gebracht hatte, und daß Jungfer

Salome nun im Pfarrhaus aus- und einging und — das hatte der Weber Jedele mit eigenen Augen gesehen — daß die junge Frau Pfarrer einen ganzen Korb voll Blumensetzlinge und Ableger aus Jungfer Salomes Garten eigenhändig nach Haus getragen und in den Pfarrgarten gesetzt habe.

„Als ob," sagte der Weber Jedele zur Hirschwirtin, seiner besten Kundin, „als ob die Frau Hirschwirtin denn doch nicht auch Tulipanen und Stockrosen in ihrem Garten hätte, wo man Ableger machen könnte, und einen roten Sofa in ihrer Stube, und ist dazu aus dem Flecken gebürtig und des alten Schultheißen Tochter."

Ja, also, dieses und anderes wußte man von der Jungfer Salome. Aber was man nicht wußte, dessen war mehr. Was ist ein einzelnes Frauenzimmer, nur so für sich allein betrachtet? Da ist es und läuft unter den Leuten herum (hinkt herum, sagte die Krämerin nachdrücklich), und wer weiß, was mit ihm ist, und woher es stammt?

Es mußte schon die Geschichte mit dem landfremden Spielmann geschehen, um den Hollbachhäusern dreierlei zu zeigen, mit dem sie sich dann abfinden mußten:

erstens, was Jungfer Salome selbst unter ihrer Verwandtschaft verstand,
zweitens das, was sie ihr Familienbild nannte,
drittens, daß sie unwiderruflich eine Besondere

sei, aus der nicht mehr herauszubringen war, als sie selbst herauslassen wollte.

Manche sahen auch noch ein viertes, aber das waren solche, die — doch das wird sich ja zeigen.

Die Geschichte mit dem Spielmann geschah aber so:

Es war im Frühjahr, gleich nach Ostern, und es war am Ostermontag eine Hochzeit gewesen, eine „rechte", große im Hirsch zu Hollbachhausen. Heißt das, die Hochzeit hatte drei Tage gedauert und es war dabei hoch hergegangen, und Flöten, Geigen und Klarinetten hatten bis in die dritte Nacht hinein gesungen. Der Wind hatte die Tonwellen bis in Jungfer Salomes Gärtchen getragen, sie aber war in diesen Tagen trotz des milden Scheins der Frühlingssonne in ihrer Stube geblieben bei verschlossenen Fenstern. Nun aber war die Musik verstummt, und die Musikanten, das waren allerlei ehrsame Handwerksleute aus dem Flecken selber und aus Bernstadt, die saßen nun wieder auf ihren Schneidertischen und Schusterstühlen und hantierten mit Nadel und Ahle. Es war aber einer unter ihnen gewesen, der war nicht zu einer Hantierung zurückgekehrt, sondern hatte sich droben im grauen Winkel einen Unterschlupf gesucht und lag auf dem hinterlassenen Strohsack eines früheren Bewohners und hustete und — wie sich die Holl-

bachhäuser Muſikanten fachmänniſch ausdrückten — „pfiff aus dem letzten Loche“. Der war am Abend des erſten Hochzeitstages angewandert gekommen, ein langer, hagerer Menſch, der Kopf und Schultern ſchlaff und müde trug, wie unter einer Laſt, und dem die Augen tief in den Höhlen lagen, brennende, unſtete Augen. Und er hatte nur übernachten wollen und am andern Tag weitergehen, niemand wußte, wohin, und niemand kannte ihn. Aber der Schneider von Mutwangen, der ſonſt die erſte Geige ſpielte, war krank geworden, und es begab ſich ſo, daß der Fremde in ſeine Lücke trat. Und die Hollbachhäuſer merkten es freilich nicht, daß hier einer ſei, der ſo einer Geige ſchier ein lebendiges Leben einzuhauchen wiſſe, und tanzten ihren Trab weiter und war ihnen *ein* Ding: gut oder ſchlecht gefiedelt, wenn man nur drauf tanzen konnte. Die es aber gemerkt hätte, das und noch mehr dazu, wenn ſie es nämlich hätte hören können, Jungfer Salome, die ſaß hinter verſchloſſenen Fenſtern, und noch dazu in der Hinterſtube, und nähte Hemdlein für ein Kindchen, das im Unterdorf einer armen Magd geboren war, und hörte nichts.

Als aber der Reigen verſtummt war und Hollbachhauſen wieder an der Arbeit, da ging ſie eines Tages nach dem grauen Winkel hinauf, um dort oben einige Farnkräuter auszugraben, die nah' am Waldſaum unter einer großen Eſche

ſtanden und eben jetzt ihre zuſammengerollten, grünen Spitzen aus der Erde ſtreckten. Sie hatte zurzeit nichts im Hauſe ſelbſt zu ſuchen; der Maurer Schlumprecht war mit ſeinem Bübchen aus der Gegend weggezogen, und laut einem kürzlich eingetroffenen Brief hatte er dem Kind eine Heimat und eine zweite Mutter wiedergegeben. Und Agathe Kümmerlein war im Winter geſtorben, friedlich und mit dem Leben ausgeſöhnt, und Jungfer Salome hatte bis zuletzt ihre Hand gehalten. In den letzten Wochen war das Haus leer geſtanden. Nun aber, als Jungfer Salome über den wüſten Acker ſchritt, der das Haus von dem Wald ſchied, war es ihr doch, als höre ſie ein feines Singen und Klingen, und als ſie horchend ſtehen blieb, da kam es deutlich aus dem grauen Winkel hervor und war eine ſehnſüchtige, klagende Weiſe und wie ein Rufen: geh mir nicht vorüber.

Nein, ſie ging nicht vorüber, obgleich ſie diesmal faſt meinte, es zu dürfen. Sie erzählte es in der Nacht, die auf jenen Tag folgte, dem jungen Pfarrer, der zu ſpäter Stunde noch mit ihr am Sterbebett des fremden Muſikers ſaß.

Das Bett ſtand aber nicht im grauen Winkel, ſondern in Jungfer Salomes eigener Kammer, und der Herr Pfarrer war ſelbſt mit ihr in der Kutſche geſeſſen, die den Spielmann da herunter gebracht hatte, und Hollbachhauſen war

wieder einmal ratlos. Aber die Vermutungen und Anſichten ſchwirrten nur außen um das Haus herum, und innen lag ein Menſch, der auf einer weiten, ſchweren Wanderung geweſen war und nun gern ausruhen wollte, und neben ihm ſaß Jungfer Salome, und ihr Geſicht ſah faſt jung aus trotz des ſilbernen Haares, und ihr gegenüber ſaß der Herr Pfarrer, und Jungfer Salome ſagte: „Wenn man einmal mit dem Leben paktiert hat, aufzunehmen, was es bringe, ſo gilt kein Davonlaufen mehr. War es mir doch, als ſei es ein Hilferufen, was ich hörte; ein Hilferufen aus alter, alter Zeit.“

Sie ſah ſtill vor ſich hin.

„Herr Pfarrer, ich bin meiner eigenen Seele zu Hilfe in dieſes Haus hinein gegangen. Es iſt immer noch eine Unraſt und immer noch ein Warten in mir geweſen bis auf dieſen Tag. Das hat nun ein Ende. Denn der da liegt und ſterben will, der hat einmal zu mir gehört, näher als alle andern Menſchen, und ich zu ihm. Aber ich bin an ihm ſchuldig geworden. Er hat mich zu Hilfe gerufen, auch mit der Geige, als in ſeiner Seele wilde und wüſte Waſſer tobten, und ich habe ſein Spiel gehört und verſtanden, und habe ihm nicht die Hand gegeben, und habe mich von ihm abgewandt, und er iſt ins Elend gegangen und iſt in der weiten Welt ſo müd' geworden. Und ich hab' immer in den Ohren gehört, wie er damals ſo gel-

lend ſpielte, daß es tat wie ein Notſchrei, und habe nie wieder Geigentöne hören wollen. Und bin einſam geweſen und ſchuldig und arm, bis mir Gott gezeigt hat, daß ich zu den Einſamen und Schuldigen und Armen und Hungrigen mein Leben lang gehören ſoll als ihre Schweſter. Da iſt mein Herz wieder ſtill geworden. Und nun iſt mir auch noch der Troſt geworden, daß das Warten auf den einen Menſchen ein Ende hat, der mich näher anging, als die andern, aus Schuld und Liebe. Und er hat mir die Hand gegeben und ich ihm, und ſo gut wird's nicht allen."

Der Morgen kam, und noch einer, und am dritten Tag lag der fremde Spielmann ſtill da, und die Hollbachhäuſer, die damals an der Hochzeit nicht viel nach ihm geſehen hatten, die benützten nun den Brauch, zu gehen und die Toten anzuſehen, fleißig dazu, in das Haus hineinzukommen, um das ſo viel Reden geſchwirrt waren in dieſen Tagen.

Und der Spielmann lag auf Jungfer Salomes eigenem Bett und hatte ein Blumenſträußlein in der Hand, und über ihm an der Wand hing ein großes Bild, und von dem Bild hatte Grieshaber, der Totengräber und Leichenbeſorger, der Mann der Grieshaberin, etwas Erſtaunliches geſagt. Das ging nun von Mund zu Mund. Er, der Grieshaber, hatte nämlich die Verſammlung von Leuten, die da auf dem Bild beiſammen

waren, eine Weile betrachtet, und es war ihm wie ein frommes Bild vorgekommen. Und der Herr Pfarrer war plötzlich hinter ihn getreten und hatte gesagt: „Ja, ja, Griesshaber, das ist der Jungfer Salome ihr Familienbild.“

Und das mußte ein Scherz vom Herr Pfarrer sein; denn mitten auf dem Bild, der Mann mit dem Mantel und dem langen Haar, das mußte ja doch der Herr Christus sein, wenngleich ihm der Maler keinen Heiligenschein gemalt hatte. Er hatte ein ernstes, mildes, barmherziges Gesicht, und rings um ihn waren Leute, wie sie vom Feld und von der Hantierung kommen, und waren allerlei Gesichter darunter, traurige und hungrige, und stumpfe, und solche, die in den Händen vergraben lagen, und war auch eine Mutter mit einem Kindlein dabei, und ein liebes junges Mägdlein. Und vorne, da kniete einer, der kam weit, weit her von den Gassen des Lebens, und wollte nicht wieder aufstehen, so tief gebeugt war er. Auf dem lagen die Augen des Herrn Christus. Und die alle waren eine Gemeinde untereinander.

Das sollte Jungfer Salomes Familienbild sein?

Das sollten ihre Verwandten sein?

Das ging so unter den Leuten hin und her, und hätten gern mehr gewußt und was es für eine Beschaffenheit mit dem Spielmann habe. Und sie erfuhren doch nur das Eine, daß sie ja

denn richtig niemand eigenes habe, was man ſich ja freilich hatte denken können; und konnten doch nicht recht den Mut finden, ſie zu bedauern oder gar herabzuſetzen, denn es lag eine feſtliche Ruhe und Freude auf ihrem Geſicht. So blieb es denn doch dabei, daß noch etwas Beſonderes dahinter ſtecken müſſe; und das war ja auch wahr, und wollte Gott, das wäre nichts Beſonderes und ſtäcke hinter allen, was hinter der Jungfer Salome ſteckte.

Was aber das Vierte war, von dem oben geſagt iſt, daß es manche ſahen, das iſt, daß dieſe manchen (es waren ihrer nicht allzuviele) entdeckten, daß ſie auch mit auf dem Familienbild ſeien und mithin zu Jungfer Salomes Verwandtſchaft gehörten. Die gingen hin und gaben ihr die Hand und ſie ihnen, und wurden ihrer im Lauf der Zeit auch noch mehrere, und ſind's auch immer noch. Denn Jungfer Salome und ihr Haus ſind noch beiſammen, und dem weiland Tobias Schwartenmaier nimmt's niemand mehr übel, daß er die beiden zuſammengebracht hat, das Haus und ſeine Inſaſſin, wenngleich man nicht weiß, wie es zuging. Und ſo ſoll's auch niemand übel nehmen, daß es ihm hier nicht geſagt iſt. Denn das hat man ja geſehen: die Jungfer Salome iſt eine Beſondere, „aus der bringen", wie die Krämerin ſagte, „ſieben Gäul' nichts heraus, was ſie nicht ſagen will".

Inhalt.

Vorwort 5
In der Klemmbachmühle 7
Der Glückstag der Haderkornin . . . 40
Jungfer Salomes Verwandtschaft . . 64

Aus klaren Quellen

Zurzeit vorrätige Bände:

Der Kanzler Klaus von Bismarck.
Erzählung von Walter Flex. 200 Seiten. 12.—16. Tausend. Preis geb. Mk. 4.50.

Nicht umsonst gestorben.
Drei Lebensbilder aus dem Weltkrieg von Frau Adolf Hoffmann. 6.—8. Tauſ. Mit 3 Bildniſſen. Preis Mk. 4.50.

Bei großen Männern.
Denkwürdigkeiten aus 3 Jahrhunderten. Zuſammengeſtellt von Dr. Th. Klaiber. Preis Mk. 4.50.

Mit güldner Waffe.
Eine Dorfgeſchichte von Karl Heſſelbacher. 6.—8. Tauſend. Preis geb. Mk. 4.20.

Die Pfarrfrau von Schönbrunn.
Erzählung aus dem 7jährigen Krieg von Paul Schreckenbach. 12.—14. Tauſend. Geb. Mk. 4.20.

Der Väter Erbe.
Ältere deutſche Proſa von Adolf Bartels. Preis geb. Mk. 4.20.

Vom Jungbrunnen der Freude.
Von Erwin Gros. Mit Titelbild von Profeſſor Steinhauſen. 3.—5. Tauſend. Preis Mk. 4.20.

Nicht umſonſt gelebt.
Drei Lebensbilder von Frau Adolf Hoffmann. 12.—14. Tauſ. Mit 3 Porträts. Preis geb. Mk. 4.50.

32101 069153433

Digitized by Google